Die

Schwester der Geister.

Von

Paul Féval.

Aus dem Französischen.

Erstes Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig.

Druck und Verlag von Gottfr. Basse.

1854.

Erste Abtheilung.

Des Engländers Felleisen.

1. Wilhelm Fery's Mühle.

Die alte Kirche barg sich hinter einer Krümmung des Thales, und nur der spitze Kirchthurm zeigte den auf langer, vom Winde verbogener Stange in geneigter Haltung sich drehenden kupfernen Wetterhahn über eine Gruppe von Eichen hinweg, deren Seitenäste abgehauen waren, so daß ihre Mißgestalten aus der Ferne grotesken Riesen glichen.

Wir versetzen uns nämlich auf eine Wegscheide in der großen Heide zwischen Redon und Malestroit im Lande Bretagne.

Es befand sich dort eine steinerne Tafel, die auf drei ungleichen Stützen ruhete. Stacheldorn, Ginster und hohe Heiden bildeten gleichsam eine Hecke um dieses Denkmal aus vielleicht heidnischer Vorzeit, welches nie ein Bauer aus dem Kirchdorfe Orlan mit dem Fuße oder der Hand zu berühren gewagt hatte.

Man erzählte sich, daß unter dieser breiten Granitplatte ein Loch von ovaler Form sei, und dieses Loch den Zugang zu einem Gange bilde, der mit den Gewölben unter dem Schlosse Treguern in Verbindung stehe.

Das erzählte man sich, aber nicht Einer hatte sich je von

der Wahrheit der Sage überzeugt, denn die dichte Umgebung von Ginster und Heide war stets unberührt geblieben und zeigte keine Spur von einer Oeffnung, durch welche auch nur ein Hase hätte schlüpfen können.

Eine Viertelstunde von da stand das Schloß Treguern und erhob seine grauen und finstern Mauern vor dem Walde.

Aber nur von Trauer, Verlassenheit und Armuth erzählten der Eppich, welcher aus den Spalten der Mauern niederhing, und die hohen Fenster, durch deren zerbrochene Scheiben der Wind den Regen peitschte.

In dem Chor der Kirche von Orlan erblickte man ein stolzes Grabdenkmal, auf dessen Sarkophag von schwarzem Granit die Statue eines Ritters lag. Man nannte dieses Denkmal den Grabstein des Tanneguy und sagte, daß unter demselben die Reste des ersten Sire von Treguern ruheten.

Neben diesem Grabe, auf der Grenze des Chores und des Schiffes, befand sich ein zweites Grabdenkmal, ebenfalls von schwarzem Granit, das aber weit bescheidener war und keine Ritterstatue trug. Es war das letzte Asyl des zweiten Sire von Treguern.

Dann kam drittens ein einfacher Würfel von Maurerarbeit, mit einer Steinplatte ohne Verzierung bedeckt. Das vierte Grab wurde nur durch eine mit dem Boden gleiche Platte bezeichnet.

Man mußte die Kirche verlassen, um das Grab des fünften Sire zu finden, welches von einem großen marmornen Kreuze auf dem höchsten Punkte des Friedhofs bezeichnet wurde.

Der Friedhof lag nämlich am Berge, wie das ganze Pfarrdorf Orlan, zu welchem er gehörte.

Der sechste Treguern folgte der Abdachung und ruhete tiefer. Das Kreuz, auf welchem sein Name und seine Titel eingehauen waren, bestand aus rohem Sandstein von Saint-Pern und war minder hoch, als das seiner Vorgänger.

Der Siebente hatte nur noch ein Kreuz von grauem Schiefer, und der Achte ein solches von zwei zusammen geschmiedeten Eisenstäben, welche verrostet waren und keine Spur von einer Inschrift zeigten. Dann kamen hölzerne Kreuze, die immer kleiner und armseliger wurden bis zu dem letzten, welches noch gar nicht aufgerichtet war, sondern auf einem ganz frischen Grabe lag, auf welchem das Gras noch keine Zeit zum Wachsen gehabt hatte.

Auf diesem Kreuze las man in schlechter Schrift: Filhol Aimé Tanneguy Malo le Madre, Ritter und Graf von Treguern.

Die Inschrift besagte noch, daß er in dem Alter von einundzwanzig Jahren gestorben sei und forderte die Christen auf, für die Ruhe seiner Seele zu beten.

Es gibt Familien, welche immer höher steigen, als würden sie von der Vorsehung bei der Hand geführt; aber es gibt auch Familien, die fort und fort sinken, als laste auf ihnen ein Fluch.

Treguern hatte vordem das ganze Land besessen, von der Vilaine bis zum Oust, und die Huldigung für sein Hauptlehn war durch Anna von Bretagne nach Paris vererbt, so daß sie seit den Zeiten Karls VIII. unmittelbar im Thurme des Louvre geleistet wurde.

Zwischen Redon und Vannes konnte sich Niemand einen größern Herrn nennen, als der Graf von Treguern.

Aber jene absteigende Linie auf dem Friedhofe erzählte auch die traurige Geschichte des Verfalls der Familie Treguern. Es war ein weiter Abstand von dem stolzen Mausoleum des Tanneguy bis zu dem kleinen frisch aufgeworfenen Erdhügel, auf welchem das demüthige Kreuz lag, welches den Namen Filhol's, des letzten Grafen von Treguern, trug.

Bei dem Heidensteine, denn so nannte man die druidische Tafel, welche wir bereits beschrieben, kreuzten sich sechs Wege und bildeten einen breiten Stern um das wild verwachsene Gebüsch von Ginster und Heidekraut.

Man schont den Boden in dergleichen Heidestrecken nicht.

Dieser unregelmäßig runde Platz befand sich etwa dreihundert Schritt von der Höhe des Hügels, welcher das Dorf Orlan beherrscht. Einer der sechs Wege ging in gerader Linie und ziemlich steil zwischen zwei Dämmen von Heideerde bis auf die Höhe des Hügels, auf welcher eine Windmühle stand, deren unbewegliche vier Arme ein Andreaskreuz bildeten.

Der Weg, welcher diesem ersten Wege gerade gegenüber von der andern Seite des Druidensteines abging, führte nach den mit Weiden bepflanzten Wiesen, welche von dem kleinen Flusse Oust bewässert wurden.

Links führte ein dritter Pfad nach dem Dorfe, während der vierte ein wenig aufwärts nach einem großen halbverfallenen Gebäude führte, dessen Strohdach von einem alten mit Zinnen versehenen Thurme gekrönt wurde.

Es war das ein Meierhof, welcher auf den Ruinen eines Edelsitzes erbaut war und noch jetzt den Namen Chateau le Brec führte.

Die beiden Wege zur Rechten gingen in größern Winkeln

aus einander. Der erste folgte in paralleler Richtung dem Plateau des Hügels bis zu dem Schloß von Treguern und dem Forste; und der zweite ging ziemlich jäh abwärts nach der Tiefe einer düstern Schlucht, welcher die Ereignisse, die wir erzählen werden, eine traurige Berühmtheit gaben, und die seitdem unter dem Namen des blutigen Loches bekannt ist.

Es war in dem ersten Jahre dieses Jahrhunderts und zwar im Monat August. Eine glühende, mit Elektricität geschwängerte Luft ruhete auf der Heide. Das erste Viertel des Mondes neigte bereits seine Sichel gegen den Horizont, von welchem sich die schwarzen Silhouetten des Schlosses le Brec mit seinem zinnengekrönten Thurme und der Kirche von Orlan, deren Thurmspitze über die höchsten Bäume hinwegragte, abhoben.

Düstere Wolken eilten dicht hinter einander unter dem Himmel dahin. Bald ließen die schrägfallenden Strahlen der Mondessichel mit einem Male die verschiedenartigen Gegenstände der Heide erscheinen und warfen weit hin die verlängerten Schatten der Ginsterbüsche und moosbewachsenen Felsblöcke, indem sie die Erhöhungen höher und die Vertiefungen tiefer erscheinen ließen, auch hier und da auf stillen Wasserflächen einen leuchtenden Widerschein hervorriefen; bald zog eine Wolke vorüber und verhüllte Alles in Dunkel, so daß man nur diejenigen Gegenstände noch erblickte, denen der Himmel als Hintergrund diente.

Zwei weibliche Gestalten kamen langsam auf dem Wege daher, welcher nach dem Schlosse Treguern führte. Die eine der Kommenden hatte einen Wald von grauen Haaren unter der braunen Kapuze der Bauerfrauen des Morbihan; die andere schien noch ganz jung, und ihr ganzer Körper verschwand unter einem weiten Mantel von dunkler Farbe. Sie trug we-

der Hut, noch Kapuze, aber ein Schleier, welcher an die Zöpfe ihrer Haare gesteckt war, fiel über ihr Gesicht herab.

Als ein Luftzug die Falten ihres Schleiers in dem Augenblick hob, in welchem der Mond zwischen zwei Wolken hindurchschien, blieb ihre Begleiterin stehen, um ihr in das Gesicht zu schauen.

„Arme Marianne!“ sagte sie dann leise.

Das junge Mädchen war schön, aber ihr Antlitz war bleich, und es standen Thränen in ihren Augen.

„Wo ist er?“ fragte sie, „wo ist er in dieser Stunde, da ich dulde und vielleicht sterben werde?“

Die alte Bauerfrau unterstützte das junge Mädchen mit ihren Armen, denn es schwankte und schien einer Ohnmacht nahe.

„Muth, Marianne!“ ermahnte sie dann. „Ich liebe nur Dich auf dieser Erde, und befrage nur um Deinetwillen die Zukunft. — Du wirst reich werden, Marianne, Marianne von Treguern, und wirst lange leben!“

Ein Seufzer hob die Brust des jungen Mädchens.

„Dame Wittib,“ sagte Marianne mit Anstrengung, „sagen Sie mir vielmehr, daß er mich liebt und daß er mich sehr glücklich machen wird.“

Die alte Bauerfrau schüttelte den Kopf, und ein bitteres Lächeln erschien zwischen den Falten, welche ihre Lippen umzogen.

„Ja, ja, Marianne,“ antwortete sie in jenem Tone, welchen man annimmt, um die Ungeduld der Kinder zu beschwichtigen, „liebt er Dich nicht schon? — Du wirst sehr glücklich werden.“

„Wenn er mich liebte, so würde er hier sein,“ entgegnete Marianne.

„Ich sage Dir, daß Du reich werden wirst. – Er sucht Dein Glück.“

Die Alte war eine Frau von hohem Wuchs, deren strenges Antlitz aus Marmor gemeißelt schien. Sie mußte bereits sehr alt sein, wenn man nach den Runzeln schließen wollte, welche über ihre Schläfe und Wangen zogen, allein sie hielt sich gerade, und während die Füße ihrer Gefährtinn durch die Kiesel auf dem Wege oft belästigt wurden, blieb ihr Schritt ein gleichmäßiger und fester.

Die Heide war öde und stumm. Der Heidenstein trat weiß und leuchtend aus dem Gestrüpp hervor, gleich der Leinwand, die man auf dem bethauten Rasen ausbreitet, damit sie Weiße und Glanz bekomme.

„Von dort ist es, wo er zu der Oberwelt zurückkehrt!“ sagte Marianne von Treguern und wandte schaudernd ihre Augen ab.

Die alte Frau schulterte sich und blieb stehen. Mit der einen Hand unterstützte sie noch immer vorsichtig und liebevoll Marianne, während sie sich mit der andern auf ihren großen weißen Krückenstock stützte.

„Wer hat ihn je gesehen?“ fragte sie. „Ich bin so manchmal zu jeder Stunde der Nacht hier vorüber gegangen! Warum hätte sich Dein Bruder nicht eben so gut mir zeigen sollen, wie jedem Andern?“

„Weil Sie mich zu lieb haben, Dame Wittib,“ antwortete Marianne mit leiser Stimme, „und weil Sie die Kinder meines Vaters nicht genug lieben.“

Wittib le Brec zog das junge Mädchen an sich und drückte es an seine Brust.

Jeder Zuschauer würde von sonderbaren Gefühlen ergriffen sein, hätte er die Liebkosungen dieser Frau gesehen, welche gar nicht für die Liebe geschaffen schien.

Ihre harten Züge wiesen jede zärtliche oder weibliche Idee zurück; es lag in den kühnen Umrissen ihres Gesichts ein gewissermaßen tragischer Stolz.

„Schon seit langer Zeit sind die le Brec und die Treguern Feinde!" sagte sie, indem sie ihre hohe Gestalt emporrichtete, während der Sturm, welcher sich als Vorbote des nahenden Gewitters erhoben hatte, in den grauen Locken ihrer Haare wühlte; „ja wohl, seit langer Zeit! Der erste Mann, welcher sich Le Brec von Kervoz nannte, haßte den ersten Mann, welcher Malo le Madre von Treguern hieß! — Dennoch gab es eine Tochter aus dem Hause le Brec, die einen Treguern heirathete, — und das war meine Schwester; ich liebte sie so sehr, daß ich ihr meinen Pflichttheil überließ, um Treguerns Geiz zu befriedigen. Dich liebe ich, weil Du ihre Tochter bist. Es ist mein Blut, das mich zu Dir hinzieht. — Aber meine arme Schwester Johanna starb, indem sie Dir das Leben gab, und eine Andere bestieg das eheliche Bett des Treguern. — Warum sollte ich die Kinder lieben, welche der Feind unsers Geschlechts von einer Fremden hatte?"

Sie fühlte, daß der Körper des jungen Mädchens sich schwerer und zitternd auf ihren Arm stützte.

„Du duldest, Marianne?" fragte sie in einem so sanften Tone, daß man Mühe hatte, ihre Stimme wieder zu erkennen.

„Ich dulde!" stammelte das junge Mädchen, welches einen

Seufzer nicht zu unterdrücken vermochte. „O, Wittib, ich dulde, wie man etwa dulden mag, wenn man aus diesem Leben scheidet.“

Ein leichtes Geräusch ließ sich zwischen dem Gestrüpp vernehmen, welches die Druiden-Tafel umgab.

Marianne fuhr zurück, und der Schreck bewirkte, daß ihr ganzer Körper zitterte.

Die Wittib von le Brec reckte ihren weißen Stock gegen den Stein aus.

„Wenn Du es bist, Filhol von Treguern,“ sagte sie unerschrocken und mit lauter Stimme, „so tritt hervor! — Ich bin Francisca le Brec, und diese hier ist Marianne, Deine Schwester. — Wir fragen Dich, warum Du keine Ruhe hast in Deinem Grabe?“

Marianne verbarg ihr Antlitz an dem Busen der alten Frau; sie hatte ihre Leiden fast vergessen, so sehr wurde sie von der Angst gemartert.

Hatte sie erwartet, das bleiche Gespenst des letzten Treguern zu sehen oder seine Grabesstimme zu hören, so war ihre Furcht eine eitle gewesen. Nichts zeigte sich vor dem Heidensteine, keine Stimme erscholl aus den Ginsterbüschen.

Das Geräusch dauerte indeß fort, und des Dunkels ungeachtet konnte man bemerken, daß sich die Spitzen des Ginsters leicht bewegten.

Die Mondessichel, welche jetzt zu der Höhe des Kirchthurms hinabgestiegen war, schwamm eben durch einen kleinen blauen Raum, welcher von großen Wolken umgeben war.

Nach einigen Secunden, als bereits ein Horn des Mondes wieder von einer Wolke überzogen wurde, konnte man eine weiße

Gestalt sehen, welche auf der andern Seite des Heidensteines aus dem Gebüsch hervortrat.

War es ein Gespenst, so war es ein weibliches Gespenst.

Die Erscheinung schritt langsam über den gewundenen Weg dahin, und ihr Gang war ein fast eben so unsicherer, wie Marianne's Gang.

Allein sie hatte auch Niemand, um sie zu stützen.

Die Erscheinung ging in einer Entfernung von etwa funfzig Schritten an der Wittib le Brec und ihrer Gefährtinn vorüber.

Für einen Augenblick vermochten diese letztern ein Antlitz von engelgleicher Schönheit zu sehen, welches von langen blonden Locken umflossen wurde.

Wittib le Brec reckte ihren welken Finger aus; ein bitteres und boshaftes Lächeln hob die Winkel ihres Mundes.

„Ich habe laut genug gesprochen," sagte sie, „und sie hätte mich wohl hören können! — Sie muß sehr große Eile haben, daß sie nicht einmal gewartet hat, bis wir vorüber waren!"

„Genovefa!" sagte Marianne in einem Tone, welcher ihr Staunen verrieth.

„Ja, Genovefa," wiederholte die Wittib, „Genovefa, die Wittwe von Treguern!"

„Wohin geht sie?" fragte Marianne, als spräche sie mit sich selbst.

Das Lächeln der alten Frau wurde noch weit bedeutungsvoller, und es lag gleichsam ein Ausdruck des Triumphes in ihrer Stimme, als sie fragte:

„Wohin gehen wir?"

Marianne schwieg.

Die Wolke hatte indeß den Mond vollkommen überzogen, und die Gestalt verschwand hinter dem Damme von Heideerde, welcher den Weg nach der Windmühle begrenzte.

„So ist es also wahr!" rief Marianne aus.

Die alte Frau fuhr mit der Hand über ihre Stirn.

Auch sie war jetzt in ein träumerisches Nachdenken versunken.

Sie sprach mit sich selbst.

„Der Zufall macht sich einen Spaß!" sagte sie halblaut vor sich hin; „sie werden Beide an demselben Tage, unter demselben Dache geboren werden, wenige Schritte von einander. — Der Eine wird mächtig werden, wie ein König, denn die alten Prophezeiungen der Bretagne lügen nicht, und der Name Treguern wird sich wieder zu hohem Ansehen erheben! Aber welcher von Beiden," unterbrach sie sich dann mit lauter Stimme, „welcher von Beiden wird den Namen Treguern führen?"

„Mein Bruder ist bereits seit länger, als neun Monaten todt," sagte die hübsche Marianne, indem sie ihre Augen niederschlug.

„Ja, ja," fuhr die alte Frau fert, „das Gesetz wird gegen Genovefa entscheiden."

„Mit welchem Rechte würde aber der Andere den Namen Treguern führen?" fragte Marianne in wehmüthigem Tone.

Die Wittib ergriff die Hand des jungen Mädchens und schaute demselben fest in die Augen. Aus ihrem Antlitz leuchtete dabei eine seltsame Begeisterung.

„Ich höre es nicht mit den Ohren meines Körpers," sagte sie, „denn er ist fern von mir — sehr fern! — Aber sein flüchtiges Roß galoppirt über die Heide dahin — er kommt, mein

Gabriel! – ich fühle sein Nahen. — Ist er nicht schön, mein Gabriel? ist er nicht kühn genug, um den Namen Treguern anzunehmen, welcher keinen Herrn mehr hat?"

„Der Commenthur Malo —" begann Marianne.

„Ein Malteserritter ist gewissermaßen ein Geistlicher," unterbrach die Wittib le Brec das Mädchen. „Malo ist Malteserritter; er ist kein Treguern mehr!"

Während die alte Frau diese Worte sagte, schien ihre Stimme ihre gewöhnliche Festigkeit zu verlieren, um dagegen einen prahlerischen Ausdruck anzunehmen. Man hätte meinen sollen, daß der, dessen Namen sie aussprach, daß der Commenthur Malo sie mit Furcht erfülle.

„Und warum sollte der Sohn den Namen seines Vaters nicht führen?" fuhr sie dann fragend fort.

Marianne senkte die Augen.

Beide schwiegen.

„Wohlan, meine Tochter," fuhr endlich die Wittib le Brec mit plötzlicher Härte fort. „Du gehörst auch zu denen, welche man fortwährend vorwärts schieben muß, wenn sie nicht auf halbem Wege zurückbleiben sollen. Das schlechte Blut der Treguern verdirbt in Deinen Adern das gute Blut der le Brec! — Aber wenn Alles in dieser Welt so ginge, wie man wollte, so würden ungezähmte Kraft und eiserner Wille überflüssige Dinge sein. — Wohlan denn, vorwärts, meine Tochter! — Dort ist Wilhelm Fery's Mühle, und wir sind am Ende unsrer Leiden. — Muth! Muth! ich weiß, wo Dein Stern am Himmel leuchtet, und die schwarzen Wolken vermögen ihn wohl zu verdecken, aber nicht zu verlöschen. — Er kommt, den Du

liebst, er kommt und bringt Liebe mit und Gold! — Du wirst glücklich sein, Marianne, und wirst mächtig sein."

Man hörte nichts mehr auf der Heide. Die beiden Frauen bogen um das Gesträuch, welches den Heidenstein umgab und stiegen dann den steilen Weg hinan, welcher zwischen den beiden Dämmen von Heideerde nach Wilhelms Mühle führte.

Wittib le Brec verließ für einen Augenblick Marianne, um einen Blick hinter den Damm zur Rechten zu werfen, über welchen die Erscheinung wenige Minuten früher geschritten war.

Sie sah nichts mehr und meinte, daß Genovefa bereits voran sei.

Der Weg war beschwerlich und Marianne erduldete ein Märtyrthum.

Mehr als ein Mal war sie genöthigt, sich auf den Damm niederzusetzen.

In einem dieser Augenblicke ergriff die Wittib ihren Arm, als wollte sie dadurch das Mädchen zur Aufmerksamkeit ermuntern

Die Thür von Wilhelms Mühle drehte sich kreischend um ihre Angeln.

„Sie ist zuerst angelangt," sagte die alte Frau. „Auf und vorwärts, Marianne! — Muth! Muth!"

Marianne that noch einige Schritte, aber ihre Kräfte waren erschöpft.

Wittib le Brec warf ihren weißen Stock hinweg und nahm das Mädchen wie ein Kind auf ihre Arme, um dann mit langsamen, aber sichern Schritten die Höhe vollends hinan zu steigen.

Sie setzte Marianne auf den Trittstein der Mühle und

ordnete dann sorgfältig die Falten ihres Schleiers, so daß nicht nur ihr Gesicht, sondern auch ihre Haare vollkommen versteckt wurden.

Dann holte sie ihren Stock wieder und pochte mit demselben an die Thür.

„Holla! Wilhelm!“ rief sie, weil mit dem Oeffnen gezögert wurde; „Wilhelm! — Wilhelm Fery! – Ich bin es, die Wittib le Brec, Deine Herrinn!“

Die plumpen Holzschuhe des Müllers klapperten auf der Hausflur und die Thür drehte sich zum zweiten Male um die verrosteten Angeln.

„Gott segne Sie, Wittib!“ sagte der Müller Wilhelm, der Marianne nicht bemerkte. „Sie hätten wohl bis morgen warten können, denn wir bekommen ein liebes Wetter, und ich werde heute Nacht die Segel meiner Mühle nicht spannen.“

„Du irrst Dich zwei Mal, Wilhelm Fery,“ antwortete die Wittib. „Ich komme nicht um Deiner Segel willen, und das, weßhalb ich komme, leidet keinen Aufschub.“

Der Müller lachte herzlich

„Oho!“ rief er aus, „in Ihrem Alter, Wittib! Wollen Sie wirklich die Hilfe meiner Frau in Anspruch nehmen?“

Die Wittib le Brec zeigte mit dem Finger nach Marianne, welche auf das Sorgsamste von ihrem Schleier verhüllt war, und Wilhelm neigte neugierig seinen Kopf vor, um sie zu betrachten.

„Oho!“ machte er abermals und begleitete seinen Ausruf mit einer Art Pfeifen, „wen haben wir denn da, Dame Wittib?“

„Ist Fanchette zu Hause?" fragte die alte Frau, ohne zu antworten

Wilhelm Fery kratzte sich hinter den Ohren.

„Nein, zufällig nicht," stammelte er in verlegenem Tone; „man hat sie in der Dämmerung abgeholt."

„Du lügst!" fiel ihm die Wittib le Brec in die Rede und legte ihre trockne Hand auf den Arm des guten Mannes.

Dieser wollte zurückweichen, aber die Wittib war stärker, als er.

„Du lügst!" wiederholte sie, indem sie ihm scharf in die Augen sah.

Und da sie hörte, wie Marianne unter ihrem Schleier mit den Zähnen klapperte, so fuhr sie fort:

„Geh! und hole Fanchette, Deine Frau, aber auf der Stelle. — Ich befehle es!"

„Der König sagte: Wir befehlen es!" brummte Wilhelm Fery, der gerade nicht aussah, als wollte er sich mit dem Gehorchen übereilen.

Aber der Blick, welchen die alte Frau auf ihn richtete, erfüllte ihn mit einer Art von Furcht.

„Sehen Sie, Wittib," versetzte er, indem er bereits capitulirte, da er mit Gewalt nichts ausrichten konnte, „Fanchette kann doch nicht hier und in dem Dorfe Bains zu gleicher Zeit sein."

Der Schleier, von welchem Marianne bedeckt wurde, bewegte sich; man vernahm unter den Falten desselben ein schmerzliches Aechzen.

Dann war es, als ob ein noch schmerzlicheres Aechzen einem Echo gleich aus dem Innern der Mühle antworte.

„Hast Du das Antlitz Derjenigen gesehen, welcher Deine Frau in diesem Augenblick Beistand leistet?"

„Ich habe zwei gute Augen," antwortete Wilhelm, „aber von hier bis in die Häuser von Bains vermag ich dennoch nicht zu blicken."

Ein Blitz leuchtete unter den buschigen und ergrauten Brauen der alten Frau.

„Erhebe Dich!" sagte sie und ergriff Marianne bei der Hand.

Marianne gehorchte, so gut sie es vermochte.

„Zur Seite!" gebot dann die alte Frau, indem sie sich wieder an Wilhelm wandte.

Dieser zögerte und wich nicht.

Die Wittib le Brec trat ihm einen Schritt näher.

„Hüte Dich!" sagte sie in einem so gebieterischen Tone, daß der Müller wider seinen Willen die Augen niederschlug; „ich weiß besser, was in Deinem Hause vorgeht, als Du — und bisher haben Alle, die mir zu widerstehen wagten, Unglück gehabt."

Wilhelm wurde leichenblaß.

„Ich spreche nicht etwa deßhalb in diesem Tone zu Dir, weil ich Deine Gutsherrinn bin," fuhr die Wittib le Brec fort, „denn wenn ich Dich aus der Mühle werfe, so wirst Du wieder eine andere finden; sondern ich warne Dich, weil Du Fanchette, Dein Weib, liebst, und weil ihr Beide oft des Abends lange vor der Wiege Eures kleinen Kindes sitzt, um dieses zu betrachten. — Hüte Dich, Wilhelm Fery, hüte Dich um Deines Weibes willen! hüte Dich um Deines Kindes willen!"

Die Brauen des Müllers zogen sich heftig zusammen. Aber er zitterte.

„Ich werde thun, was Sie befehlen, Wittib," sagte er nach einem kurzen Schweigen.

„Recht so!" versetzte die alte Frau. „Erwartet mich Fanchette?"

„Ja," antwortete eine unwillige Stimme, welche aus dem nächsten Zimmer zu erschallen schien. — „Ich stehe zu Ihren Befehlen, Dame Wittib! Sagen Sie nur, was Sie wollen."

„So höre, was ich will: Fanchette soll diesem jungen Mädchen beistehen, welches seinen Schleier auf seinem Gesicht behalten wird."

Wilhelm nickte mit dem Kopfe, und die Stimme aus dem nahen Zimmer rief:

„Es soll geschehen, Dame Wittib."

„Ich hoffe, daß Du mir gehorchen wirst, Fanchette," nahm die alte Frau wieder das Wort, „denn Du kennst mich und bist eine gute Mutter. — Aber Wilhelm, Dein Mann —"

„Sie müssen hier bleiben und unterstützen —" unterbrach sie der Müller in einem finstern Tone.

„Ich kann nicht," entgegnete die Wittib schnell in einem sanften und tief aus dem Herzen kommenden Tone, der in einem seltsamen Widerspruch mit der Härte ihrer Züge stand, „ich kann sie nicht leiden sehen! — Ich muß von hier, denn ich fühle, wie sich mein Kopf dreht und mein Herz blutet."

Wilhelm warf einen neugierigen Blick auf Marianne's Schleier.

Er dachte vielleicht schon an das, was er thun würde,

wenn die dicke Mauer der Mühle erst zwischen ihm und der Wittwe wäre.

Da fuhr die letztere fort:

„Bevor ich jedoch gehe, werde ich die nöthigen Maßregeln der Vorsicht ergreifen. — Du steigst nach der Mahlkammer hinauf, Wilhelm Fery, und ich werde alsdann die Thür der Steige hinter Dir verriegeln.“

„Also Gefangener in meinem eignen Hause!“ rief der gute Mann aus.

„Dann wird es Dir nicht in den Sinn kommen, meine Befehle zu übertreten!“ antwortete die Wittib le Brec.

„Gehe hinauf, Wilhelm,“ rief Fanchette's Stimme, „siehe nach unserm armen kleinen Josille!“

Der Müller setzte den Fuß auf die Steige, welche nach dem obern Stock führte.

Als er hinangestiegen war, schaute er sich um, denn er hörte die Steige unter neuen Tritten ächzen.

Es war die Wittib le Brec, welche hinter ihm hinan stieg, um die Fallthür zu schließen.

„Wenn Du oben bist,“ sagte sie, „so kannst Du noch einen oder zwei Scheffel Korn mahlen.“

„Bei diesem Sturme?“

„Es ist nöthig!“ sagte die Wittib in einem bestimmten Tone; „wenn irgend ein auf dem Wege nach Redon verspäteter Bursche an Deiner Mühle vorüber kommt, so wird ihn das Klappern verhindern, das zu hören, was drinnen heute Nacht vorgeht.“

Die Fallthür fiel nieder; der Riegel wurde in die Krampe

geschoben, und die Wittib stieg die Stufen der Steige wieder hinab.

Dann zog sie die einer Ohnmacht nahe Marianne nach der Thür der zweiten Stube.

Sie preßte das Mädchen zwei oder drei Mal an ihre Brust und Thränen traten in ihre Augen.

Selbst diejenigen, welche als Kinder mit Francisca le Brec in dem Dorfe Orlan gespielt hatten, wußten sich nicht zu erinnern, je Thränen in ihren Augen gesehen zu haben.

„Oeffne die Thür, Fanchette," sagte sie.

Die Thür öffnete sich.

Dieses zweite Zimmer war vollkommen dunkel.

Ohne Zweifel hatte die alte Frau das erwartet, denn sie machte keine Bemerkung darüber.

„Fanchette," sagte sie nur, „wenn Du mir die Mutter und das Kind erhältst, so soll Dein Sohn Josille groß und stark werden!"

„O, ich dulde! ich dulde!" klagte Marianne unter ihrem Schleier.

Fanchette näherte sich im Dunkel, um sie in Empfang zu nehmen.

„Die Halbschwester!" dachte sie und hielt mit Mühe einen Ausruf der Ueberraschung zurück.

Indeß antwortete aus dem Dunkel des andern Zimmers eine andere Stimme auf Marianne's Klage und seufzte ebenfalls:

„Ich dulde!"

Wittib le Brec umarmte noch ein Mal Marianne, bevor sie dieselbe den Händen der Müllerfrau übergab und entfloh dann mit Thränen in den Augen.

Draußen wüthete mit steigender Heftigkeit der Sturm; schwere Regentropfen begannen zu fallen.

Wittib le Brec warf die Kapuze ihres Mantels zurück, damit der Sturm und Regen ihr glühendes Haupt abkühlen möchten.

Sie ging auf die andere Seite des Weges, an den Fuß des Erddammes, und blieb regungslos stehen, indem sie sich auf ihren großen weißen Stock stützte.

Sie blickte nach der Mühle, hinter deren Fenstern ein schwacher Lichtschein bemerklich wurde. Ihre Ohren klangen, und es war ihr, als vernähme sie Klagen des Schmerzes.

Aber die Mühle setzte ihre langen Flügel in Bewegung, und der Sturm ergriff dieselben bald und drehete sie mit Wuth.

„Die Mühle gehört Ihnen, Wittib," rief Wilhelm Feru aus dem obersten Fenster; „wenn ein Schaden entsteht, so haben Sie denselben zu tragen."

Wittib le Brec antwortete nicht.

Der Platzregen überfluthete bereits ihre grauen Haare, aber ihr Kopf glühete noch immer.

Sie glaubte ein Wehklagen zu vernehmen, welches das Klappern der Mühle und das Heulen des Sturmes übertönte.

„Gabriel! Gabriel!" dachte sie; „wo mag er um diese Stunde sein und warum zögert er so lange!"

Von Zeit zu Zeit schwebte Fanchette's Schatten hinter den dunkeln und bestaubten Fenstern vorüber.

Ein Mal sah Wittib le Brec dieselbe laufen.

Sie preßte ihre Hand auf das Herz und ihre Lippen zogen sich krampfhaft zusammen, während sie halblaut sagte:

„Wenn ich beten könnte!"

Aber im nächsten Augenblick hob sie ihre gesenkte Stirn

wieder empor, und ihr kühnes Auge schien das Dunkel der Nacht zu durchdringen.

Der erste Blitz, welcher die Wolken zerriß, erleuchtete ihr bleiches und stolzes Antlitz, welches die Allmacht Gottes herauszufordern schien.

Ein Donner grollte fernhin und weckte das dumpfe Echo der Heide.

Als er verhallt war, vernahm man von der andern Seite des Hügels, von dem Wege von Redon her, eine männliche und wohltönende Stimme, welche ungeachtet des Donners und des Regens den heitern Gesang der Burschen des Departements der Ille und Vilaine sang:

Im Schloß und in der Hütte
Ist Liebe alte Sitte,
Juchhe, juchheisa, juchhe!
Und wenn ich's Liebchen küsse,
So schmeckt das gar zu süße,
Juchhe, juchheisa, juchhe!

Wittib le Brec glaubte zu träumen.

Die Straße nach Redon lag vor ihr, allein in einer Entfernung von funfzehn Schritten vermochte man keinen Gegenstand zu unterscheiden, denn es war dunkel, wie in einem Keller.

Aber durch diese Finsterniß erscholl das Doppelgelächter zweier Männer, und eine zweite Stimme verband sich mit der erstern, um den Gesang fortzusetzen:

Der Wein schmeckt und die Liebe,
Ach, wenn's doch stets so bliebe!
Gluckgluck, gluckgluckgluck, gluckgluck!
Zum Trost in unserm Leben

Hat Gott uns beid' gegeben!
Gluckgluck, gluckgluckgluck, gluckgluck!

„Da muß man auch den Teufel im Leben haben, um bei solchem Unwetter zu singen!" brummte Wilhelm Feru, der hinter seinem Fenster zitterte und den Augenblick erwartete, in welchem seine ganze Mühle in Granaten-Trümmer zerfliegen werde.

„Das ist die Stimme von Roland Montfort!" dachte die alte Frau. „Warum kommt er hierher, da er doch noch fünf Jahre zu dienen hat!"

„Dame Le Brec!" schrie der Müller, „die Welle knackt bereits, und die Mühlsteine springen wie Glas aus einander. — Soll ich schrauben?"

„Laß die Welle knacken, Wilhelm Fery," antwortete die alte Frau, „und die Mühlsteine wie Glas zerspringen."

Wilhelm bekreuzte sich und legte sich auf einen Sack Mehl, indem er sich in Alles ergab.

Im Erdgeschoß der Mühle öffnete sich ein Fenster, und Schmerzenslaute drangen bis zu den Ohren der alten Frau.

Diese fühlte sich beengt, als wäre es ihre eigene Brust gewesen, die nach Luft verlangte, aber die, welche auf dem Wege von Redon daher kamen, naheten mit jedem Augenblick mehr.

Die Wittib le Brec eilte über den Weg, welcher in einen Wasserstrom umgewandelt war, dessen kothiges, von gelbem Schaum bedecktes Wasser ihr bis an die Kniee reichte.

„Fanchette! Fanchette!" sagte sie, „schließe das Fenster."

In Folge der Gewitterschwüle hatten sich im Innern der elenden Mühle, die zu gleicher Zeit als Wohnung für die Men-

schen und als Stall für das Vieh diente, erstickende Miasmen entwickelt.

„Für die, welche bei mir sind, ist frische Luft ein neues Leben," sagte Fanchette leise, indem sie an das Fenster trat.

„Schließe das Fenster!" wiederholte die Wittib.

Fanchette gehorchte.

Die alte Frau kauerte dicht neben der Mauer auf dem durchweichten Boden nieder.

Die lustigen Kumpane, welche das Unwetter mit ihrem Gesange verhöhnten, waren jetzt so nahe, daß man ihre Gestalten durch das Dunkel zu unterscheiden vermochte.

„Nun!" rief der Eine von ihnen mit unverwüstlicher Heiterkeit aus, „man kann wenigstens nicht sagen, daß wir schönes Wetter mitbringen."

„Wenn wir nur den Weg nicht verloren haben," versetzte der Andere. „Warte ein Mal — ich bemerke ein Licht."

„Und wenn ich's Liebchen küsse, so schmeckt das gar zu süße! — Ja, das Licht kommt uns ganz gelegen! — Hörst Du denn aber den Höllenlärm?"

Sie blieben stehen.

„Ich glaube, das ist eine Mühle," sagte der Eine.

„Wahrhaftig!" rief nun der aus, welcher zuerst gesprochen hatte; „jetzt finde ich mich zurecht. Freund Mathurin, wir sind auf dem Wege, welcher nach dem Heidenstein hinabführt, und das da ist Wilhelm Fery's Mühle."

„Was für einen Herensabbath feiert denn dieser Wilhelm Fery heut Nacht?"

„Wenn Du es wissen und Dich ein Wenig trocknen willst, so wollen wir anpochen."

Mathurin zauderte einen Augenblick.

Wittib le Brec wagte nicht zu athmen.

„Und wenn es Bomben und Bajonnette heute Nacht regnete," sagte Mathurin endlich, „so soll doch das Haus meiner Mutter das erste sein, in welches ich trete. — Wir werden uns hier trennen, Freund Roland. Du gehst rechts, und ich wende mich zur Linken. — Nun noch einen Kuß und — auf Wiedersehen!"

Die Stimme des heitern Sängers nahm einen Ausdruck der Wehmuth an.

„Es ist wahr," sagte er, „Du hast eine Mutter —"

Ein zweiter Bliz erhellte in diesem Augenblick die Gegend. Die ganze Heide trat für einen Augenblick aus ihrem Dunkel hervor.

Wittib le Brec sah wenige Schritte von sich auf der Höhe des Hügels zwei junge Soldaten, die sich umarmt hielten.

Es waren zwei schöne junge Männer, aber von der Schulter des Einen hing ein leerer Aermel herab.

Die Wittib öffnete ihre Augen weit.

„O!" dachte sie und athmete tief auf; „Roland Montfort hat seinen rechten Arm verloren! — Gabriel hat Glück."

Der Bliz war vorüber.

„Gut Glück!" sagte Mathurin.

„Gut Glück!" antwortete Roland.

Mathurin schlug den Weg ein, welcher nach dem Walde

führte; Roland legte den Stock auf seine Schulter, an welchem ein kleines Päckchen hing, und ging dann gerade auf die Thür der Mühle zu.

---

2. Zwei Sergenten.

Einige Stunden früher hatten unsere beiden Soldaten unter der Vorhalle des letzten Hauses der Vorstadt von Redon, an der Straße nach Vannes, hinter einem Tische gesessen und gleich alten Freunden mit einander geplaudert.

Während des ganzen Tages war eine erstickende Hitze gewesen, und die von Staub bedeckten Uniformen deuteten darauf, daß die beiden jungen Männer bereits einen weiten Marsch gemacht hätten.

Daher schienen sie auch mit Behaglichkeit diesen Augenblick der Ruhe zu genießen, und der mit schäumendem Cider gefüllte Krug, welcher vor ihnen stand, war schon zu verschiedenen Malen von ihnen geleert und wieder gefüllt worden.

Es war ein Wirthshaus von ziemlich gutem Aussehen, vor welchem sie saßen. Die hohen und breiten Fenster waren mit blau und roth gestreiften Vorhängen versehen, und das Schild über der Thür zeigte eine Flasche schäumenden Ciders, umgeben von einem Kranze von Aepfeln.

Durch den Thorweg, welcher jenseit der Hausthür war,

sah man auf einen ziemlich großen Hof und in einen geöffneten Stall, in welchem drei oder vier kleine Landpferde ihr Abendfutter verzehrten.

Unsere Soldaten waren bereits avancirt und trugen Beide die Sergenten-Tressen.

Der ältere Soldat mochte etwa dreißig Jahre zählen; der jüngere — eben der, welchem ein Arm fehlte — schien erst zwei- oder dreiundzwanzig Jahre alt; er war ein hübscher Bursche mit offenen und heitern Zügen, dessen Stirn von gelockten schwarzen Haaren gekrönt wurde.

„Schau, mein alter Mathurin," sagte er und ließ einen tiefen Seufzer laut werden, „wenn man eine Pfote verloren hat, so muß man entweder unter die Invaliden gehen, oder auf das Land. — Ich ziehe das Letztere vor und werde versuchen, ob meine linke Hand noch ausreicht, um Kohl zu pflanzen."

Er bemühete sich, ein Lächeln hervorzubringen, allein hinter diesem erzwungenen Lächeln lag doch eine tiefe Wehmuth.

„Es ist Schade!" sagte Mathurin, „denn Du warst trefflich im Zuge, mein Freund Roland, und wärest sicherlich Hauptmann geworden. — Wie lange hast Du gedient?"

„Fünf Vierteljahr war ich Soldat, als mich die verdammte Kugel traf. — Ich war schon seit einigen Monaten Sergent."

„Dann hättest Du nicht als Hauptmann geendet," nahm Mathurin wieder das Wort, „sondern Du wärest Oberst geworden, ehe Du graue Haare im Schnauzbarte gehabt hättest!"

Roland benetzte seine Lippen in dem Cider-Kruge. Allein er verzog den Mund, als wäre ihm der Cider zu Galle geworden.

„Höre, mein Alter," rief er aus, indem er den Krug mit

Heftigkeit wieder auf den Tisch setzte; „laß uns nicht mehr davon sprechen, denn meine Augen prickeln schon, und was hättest Du davon, wenn ich Dir etwas vorweinte, wie ein Kind?“

Mathurin reichte ihm schweigend die Hand.

„Sag,“ nahm alsdann Roland wieder das Wort, „hat denn Deine Mutter in ihren Briefen nichts von dem famosen Abbé Gabriel geschrieben?“

„Nicht viel. — Die gute Frau hat mir gemeldet, daß bei dem Presbyterium von Orlan ein stutzerisches Herrchen angestellt sei, das gelehrter, als ein Buch, und ein Neffe, oder vielmehr ein Pathchen der Wittib le Brec wäre und dereinst an die Stelle des alten Rectors kommen werde.“

Roland zog die Brauen zusammen.

„Aus einem Kohlensack kann man kein weißes Mehl schütten,“ sagte er, indem er ein Sprichwort der dortigen Gegend anführte. „Er ist noch nicht Priester, obschon er den Seminaristenrock trägt. — Wird er aber dereinst Priester sein, so wird auch der Teufel im Weihbecken sitzen.“

Die Sonne sank bereits am Horizont und barg sich hinter der vierseitigen Basis jenes obeliskenförmigen Thurmes, in welchem wenige Jahre zuvor die Chouans einen Angriff der republikanischen Armee ausgehalten hatten.

Ein schwarzgekleideter Reiter auf einem Pferde, welches der Ermüdung zu erliegen schien, zeigte sich auf einer Biegung des Weges.

Er kam gerade auf das Wirthshaus zu.

„Wie weit ist noch von hier bis zu dem Dorfe Orlan?“ fragte er den Herrn des Gasthauses, welcher zu seinem Empfange vor die Thür trat.

Die beiden Sergenten spitzten die Ohren.

„Er will zu uns," sagte Roland.

„Und er ist ein Engländer," entgegnete Mathurin; „ich habe es gelernt, den Accent dieser Goddam zu erkennen."

Der Herr des Gasthauses antwortete auf die Frage des Fremden:

„Vier Stunden."

Der Fremde zögerte einen Augenblick und warf alsdann dem Gastwirth die Zügel zu.

Er stieg ab und schnallte selbst die Riemen seines Felleisens los, das er alsdann auf seine Schultern lud, ohne den geschäftigen Beistand des Hausknechtes annehmen zu wollen.

„Ein Zimmer allein," sagte er, „ein gutes Mahl, wenn es sein kann, und ein frisches Pferd binnen einer Stunde."

„Wie es scheint, hat der etwas Gutes in seinem Felleisen," bemerkte Roland.

„Diese Goddam gleichen in keiner Hinsicht andern vernünftigen Menschen," entgegnete Mathurin. „Aber was, zum Henker! hast Du denn gegen die arme gute Frau le Brec?" fuhr er dann fort, nachdem der Fremde in das Gasthaus eingetreten war.

„Diese verdammte Hexe!" brummte Roland. „Sie hat oft genug versucht, Treguern zu behexen!"

Mathurin lachte laut auf.

Roland blickte ihn unzufrieden an und fuhr dann fort:

„Es ist schon lange her, seit Du diese Gegend verlassen hast. — Du hast gar keinen Glauben mehr."

„Gewiß," unterbrach ihn Mathurin; „ich glaube an den lieben Gott. — Du hast also Deinen Treguern recht lieb?"

„Ja," antwortete Roland kurz, „ich habe ihn sehr lieb. — Ich könnte ihn nicht lieber haben, wenn er mein eigener Bruder wäre."

Mathurin biß sich in die Lippe, als hätte er ein Wort zurückhalten wollen, welches ihm zu entfahren drohte.

Dann fuhr Roland in einem träumerischen Tone fort:

„Das war immer so zwischen den Familien Treguern und Montfort: die Treguern waren gute Herren und die Montfort treue Vasallen."

Mathurin schulterte sich.

„Herren! — Vasallen!" – wiederholte er; „das sind Geschichten aus alter Zeit."

„Mein Großvater hatte fünf Söhne," fuhr Roland fort, als hätte er Mathurins Bemerkung nicht gehört, „fünf schöne junge Männer! — Er folgte mit ihnen dem letzten Grafen von Treguern nach Amerika und sie kämpften dort mit den Engländern, denn sie waren muthig und tapfer, wie Löwen. Mein Großvater fiel, indem er mit seiner Brust die Brust des Grafen von Treguern deckte. „Macht es wie ich!" sagte er zu seinen Söhnen, und diese gehorchten. Als Treguern nach der Bretagne zurückkehrte, war von den fünf Söhnen Montforts nur noch einer bei ihm: die vier andern waren gefallen, indem sie ihm das Leben retteten. Ich sah auf der Stirn dieses allein übrig gebliebenen, der mein Vater war, die Narbe eines schweren Säbelhiebes, welchen ein englischer Dragoner für Treguern's Stirn bestimmt gehabt hatte. — Und auch mein Vater sagte auf seinem Todtenbette zu mir: „Mache es, wie ich!" Gewiß würde ich meinen rechten Arm minder bedauern, wenn ich ihn für Treguern hingegeben hätte."

„Geschmackssachen!“ versetzte Mathurin. „Man erzählte mir übrigens, mein armer Roland, daß Du ihm mehr gegeben habest, als das!“

Das schöne Antlitz des jungen Soldaten nahm einen ernsten und wehmüthigen Ausdruck an.

„Es ist wahr,“ antwortete Roland Montfort, „ich habe ihm mehr gegeben, als das.“

„Die schönsten Jahre Deiner Jugend,“ versetzte Mathurin.

„Noch weit mehr,“ entgegnete Roland.

„Was denn?“

„Ich habe ihm mein Glück geschenkt.“

Mathurin rückte ihm näher und füllte den geleerten Krug.

„Als Du zur Armee abgingst, Mathurin,“ nahm Roland wieder das Wort, „war Genovefa le Hir noch ein Kind, nicht wahr?“

„Acht oder zehn Jahr höchstens.“

„Und Du erinnerst Dich nicht mehr an sie?“

„Wohl! — Das hübscheste kleine Mädchen, das ich je in meinem Leben gesehen habe. — Sie muß sehr schön gewesen sein, als sie sechzehn Jahre zählte.“

„Sehr schön!“ wiederholte Roland, der in eine Aufregung gerieth; „schön, wie die Engel des Paradieses.“

„Oho!“ machte Mathurin; „das scheint auf eine Liebesgeschichte hinauszulaufen.“

„Deine Mutter hat Dir also in ihren Briefen nichts von der Frau von Treguern geschrieben?“

„Ich erinnere mich wenigstens dessen nicht,“ antwortete Mathurin.

„Roland fuhr mit den Fingern seiner linken Hand über seine Stirn.

„Wir, Filhol und ich, waren in demselben Alter," sagte er. „Das Haus Treguern war in einem solchen Grade verarmt, daß wir Beide wie gleich und gleich erzogen wurden. Ich war gewissermaßen Filhols Bruder, und bis zu dem Alter von zwanzig Jahren erinnere ich mich nicht, daß ich auch nur einen Tag verlebt hätte, ohne seine Freuden und Leiden zu theilen. — Eines Abends, wir hatten eben unser achtzehntes Jahr erreicht, war große Gesellschaft im Schlosse. Ungeachtet der trübseligen Zeiten hatten sich alle Edelleute versammelt, welche im Lande zurückgeblieben waren. Das Gerücht hatte sich verbreitet, daß der Commenthur Malo von den Blauen niedergehauen sei, und zwar in dem Thurme, welchen Du dort hinter den Häusern der Straße siehst. Seit mehren Monaten hatte man ihn nicht gesehen. Da trat er mit einem Male an jenem Abende ein, ohne daß er vorher angemeldet wäre, und mischte sich unter einen Kreis von Gästen, welche den Kamin in dem großen Saale umstanden."

„Ei!" unterbrach Mathurin den Erzählenden, „ich bin sehr gespannt, das Weitere über Deinen Commenthur Malo zu hören. War er ein Zauberer oder ein Wahnsinniger?"

„Der Commenthur Malo war ein jüngerer Sohn des Hauses Treguern," versetzte Roland in strengem Tone. „Man muß seinen Namen mit Achtung aussprechen. — Hast Du schon von dem Schleier reden gehört?"

„Von welchem Schleier?"

„Von dem Todes-Schleier."

„Ha, ha, ha!" machte Mathurin, dessen herzliches Lachen

jedoch etwas Gezwungenes hatte. „Du meinst den Schleier von Treguern? — Ja, ja, von dem hörte ich schon sprechen. — Und ich glaube in der That, daß man sich vollkommen umwandelt, sobald man wieder in unsern Heiden ist. — Ich hatte seit zehn Jahren nicht an dergleichen Teufeleien gedacht, und Gott weiß, daß ich mich bucklig gelacht haben würde, hätte man mir irgend eine Gespenstergeschichte erzählt, während ich bei der Armee der Sambre und Maas stand. — Und jetzt — bekomme ich fast eine Gänsehaut!"

„Wenn Du bereits von dem Schleier von Treguern gehört hast," fuhr Roland fort, dessen Ton schwermüthig und sanft geworden war, „so mußt Du auch wissen, daß seit dem großen Ritter Tanneguy, dessen Grab sich in der Kirche von Orlan befindet, jeder männliche Nachkomme aus dem Hause Treguern die Gabe hat, den Tod seiner Freunde und seiner Feinde vorherzusehen."

„Das weiß ich recht gut," brummte Mathurin, „und wenn jener Malo mir vordem in die Augen schaute, so riß ich aus, als ob ich den Teufel gesehen hätte, obschon ich weder sein Freund, noch sein Feind war."

Roland fuhr abermals fort:

„Die gute Gräfinn, Filhol's Mutter, saß unter dem Mantel des Kamines. — Sie trug ihre Wittwentrauer, weil der Graf das Jahr zuvor gestorben war. — Der Commenthur Malo blickte sie an und wurde bleich.

„„Meine Frau Cousine," sagte er. „Sie müssen an Gott denken."

„Die Gräfinn war eine fromme Dame; sie erhob sich und ging gerade auf den Commenthur zu.

„„Mein Herr Vetter,“ sagte sie zu ihm, „seit mein Gemahl, der Herr Graf Tanneguy, nicht mehr in dieser Welt ist, denke ich nur noch an Gott.“

„Die Freude war auf den Gesichtern Aller erstorben, und an dem andern Ende des Saales, wo wir, Filhol und ich, mit den jungen Mädchen tanzten, vernahmen wir das während des tiefen Schweigens wiederholte Wort:

„„Der Schleier! der Schleier!“

„Die Gräfinn rief Filhol und befahl ihm, einen Priester zu rufen.

„Ich erinnere mich noch ganz wohl, daß Genovefa, das arme Kind, eben mit mir tanzte. Sie war ganz bleich geworden und zitterte in meinen Armen. Ohne vielleicht zu wissen, daß sie sprach, murmelte sie: „Die müßte sehr kühn sein, welche es wagen möchte, in die Familie Treguern einzutreten.“

„Die gute Gräfinn starb als fromme Christinn, bevor sie noch den Sonnenaufgang wiedergesehen hatte.

„Der Commenthur Malo blieb bis nach der Beerdigung auf dem Schlosse und reiste dann seiner Gewohnheit gemäß ab, ohne zu sagen, wohin er ging.

„Filhol hatte nun weder Vater, noch Mutter mehr, sondern war freier Herr seiner Handlungen. Eine große Wehmuth ergriff ihn, und ich fühlte diese Wehmuth mit, denn es schien, als hätten wir Beide nur ein Herz.

„Die Umstände, welche dem Tode der guten Gräfinn vorangegangen waren, hatten uns lebhaft ergriffen, und wir sprachen nur noch von übernatürlichen Dingen.

„Zu jener Zeit tauschten wir ein feierliches und wunderliches Versprechen mit einander aus, eins von jenen Versprechen,

deren Erfüllung nicht in der Macht des Menschen steht und welche nur Gottes Wille zu verwirklichen vermag."

„Was für ein Versprechen?" fragte Mathurin.

Dieser war nicht mehr der lustige Lebemann, welcher er kaum noch gewesen war.

Die Sonne war hinter den spitzen Giebeln der Vorstadt untergegangen; die Nacht kam mit schnellen Schritten heran; der Himmel, welcher sich am Horizont mit schweren Wolken umzog, schien seine kreisförmige und düstere Linie mit der noch dunklern Linie der Berge von Saint-Pern zu verschmelzen.

Ueber die Vorstadt hinaus stieg der Weg schneckenförmig eine Höhe hinan und verlor sich dann zwischen zwei Mauern von Backsteinen. Noch weiter hin sah man die schwarze, die endlose Heide, die öde Heide, welche noch während der Nacht durchschritten werden mußte.

Lieber wäre der Sergent von der Sambre und Maas-Armee in die Schlacht gezogen.

Und dennoch wollte er seine Neugierde befriedigt wissen.

„Das Versprechen, welches wir mit einander austauschten," nahm Roland wieder das Wort, „konnte nur dann erfüllt werden, wenn Einer von uns starb, und Gott sei Dank! wir sind noch Beide in der Welt, er und ich! Wenn ich jetzt ernstlich nachdenke, so leuchtet mir ein, daß die Liebe einen gewissen Antheil an unsrer Wehmuth hatte, aber ohne daß wir Beide es wußten. — Wozu hatten wir auch ein Geheimniß vor einander, während wir doch sonst Alles gemeinsam trugen? Ich weiß es nicht...

„Allein wir liebten Beide dasselbe Mädchen, und wenn Ei-

ner von uns ein Geständniß gewagt hätte, so würde unser Doppelgeheimniß bald entdeckt worden sein.

„Wir waren jedoch noch Kinder, und was mich betrifft, so würde ich nie gewagt haben, zu Genovefa zu sagen: „Ich liebe Dich!"

„Genovefa wurde indeß von Tage zu Tage schöner; ich hatte Hoffnung; es schien mir, als lächelte sie mir freundlicher zu, als jedem Andern.

„Bisweilen überfiel mich eine Furcht, denn die wahre und tiefe Liebe ist niemals ruhig. Filhol war so schön und so gut! Aber Filhol hatte mir nie etwas gestanden, und ich erinnerte mich stets wider meinen Willen an Genofeva's Worte: „Die müßte sehr kühn sein, welche es wagen möchte, in diese Familie Treguern einzutreten."

„Im Monat Mai 1798, es ist das nun zwei Jahre her, hatten wir Beide, Filhol und ich, unser zwanzigstes Jahr erreicht. Wir losten mit einander bei der Conscription. Ich bekam eine gute Nummer, und Filhol wurde vom Loos getroffen.

„Der Mensch wird als Egoist geboren. Ich dachte anfangs nur an Genovefa, was mit andern Worten an mich selbst denken hieß.

„Als ich freudestrahlend nach dem Schlosse zurückkehrte, hörte ich ein Schluchzen hinter der Hecke des Obstgartens. Mein Herz wurde beengt, denn ich dachte: Das ist Marianne von Treguern und ihre kleine Schwester Laurence, welche über die Abreise des armen Filhol weinen

„Das Laub war damals noch nicht besonders dicht; ich näherte mein Auge der Hecke und sah Genovefa mit ihren lan-

gen blonden Haaren, ihre Hände in Filhol's Händen und schluchzend.

„Freund Mathurin," unterbrach sich hier Roland, „als man mir meinen rechten Arm ablöste, empfand ich keinen so heftigen Schmerz, wie damals. Ich eilte nach dem Schlosse, in welchem man mir eine Wohnung eingeräumt hatte, denn ich stand damals schon, wie Filhol, ohne Vater und ohne Mutter in der Welt. Ich packte meine geringen Habseligkeiten zusammen und sagte zu meiner Schwester Marion: „Das Loos ist auf mich gefallen. Lebe wohl! ich reise ab. Sei glücklich!"

„Der Krieg war damals schon ausgebrochen. Die Conscribirten mußten noch an demselben Abende nach Redon aufbrechen. Ich nahm mein Päckchen auf die Schulter und kehrte laufend nach dem Obstgarten zurück, in welchem Filhol und Genovefa noch beisammen waren.

„Sie erriethen mich, und vielleicht hatten sie auch nichts Anderes von mir erwartet, denn Genovefa warf sich auf dem Grase auf die Kniee und dankte Gott, während Filhol mich an sein Herz preßte.

„Genovefa! Ich sehe noch ihre großen blauen Augen, wie sie dieselben gen Himmel richtete! Ich hatte sie nie so schön gesehen!

„Filhol und ich, wir gingen nun nach dem Dorfe und tauschten vor dem Maire unsere Loose aus. Noch an demselben Tage reiste ich ab und Filhol geleitete mich bis Redon.

„Was ich für Filhol that, würde Filhol auch für mich gethan haben!"

„Vielleicht!" versetzte Mathurin.

„Uebrigens gehorchte ich damit dem letzten Befehle meines

Vaters. – Seitdem habe ich zwei Briefe aus meinem Vaterlande erhalten. In dem ersten derselben meldete mir Filbol seine Verheirathung mit Genovefa, und in dem zweiten theilte er mir die Geburt seines ersten Kindes, der kleinen Olympia von Treguern, mit."

Damit schwieg Roland und sein Kopf neigte sich auf seine Brust.

„Wie lange ist es her, daß Du den zweiten Brief erhalten hast?" fragte Mathurin.

„Ein Jahr."

„Und Deine Schwester hat Dir seitdem nichts mitgetheilt?"

„Meine Schwester Marion kann nicht schreiben."

„Roland," sagte Mathurin im Tone der Rührung und als hätte er das, was er wußte, nicht länger zurückzuhalten vermocht, „wenn Du nun jetzt in Dein Vaterland zurückkämst, wenn Du Genovefa noch immer schön fändest – aber als Wittwe – aber frei?"

Roland fuhr empor und wurde so bleich, daß man ihn für eine Leiche hätte halten mögen.

Er richtete seine großen und weit geöffneten Augen auf seinen Gefährten, als hätte er nicht gewagt, denselben in andrer Weise zu befragen, als durch einen Blick.

Von der Straßenbiegung her, wo sich vor etwa einer halben Stunde der schwarz gekleidete Reiter zeigte, den Mathurin für einen Engländer erklärte, ließ sich jetzt abermals der Galopp eines Pferdes vernehmen.

Die Finsterniß der Nacht war schon längst eingetreten; ei-

nige Lichter leuchteten bereits hinter den schmalen Scheiben der Fenster.

Ein dunkler Schatten erschien in undeutlichen Umrissen auf der Straße.

Es war das abermals ein schwarz gekleideter Reiter. In wenigen Secunden hatte er den Raum zurückgelegt, welcher ihn von dem Gasthause trennte, und sein Pferd, dessen Flanken dampften, blieb dicht vor dem Tische stehen, an welchem unsere beiden Sergenten ausruhten.

Mitten über der Straße hing eine Laterne, deren Kette mit dem einen Ende an dem Gasthause, mit dem andern an einem jenseits der Straße aufgerichteten Pfahle befestigt war.

Der Reiter klatschte mit der kleinen Peitsche, die er in der Hand hielt, um die Leute aus dem Gasthause herbeizurufen.

Indeß blieb er auf dem Pferde sitzen, als hätte er sich gefürchtet, ohne Hilfe von demselben abzusteigen.

Er war ein noch sehr junger Mann, der ein oder zwei Jahre weniger zu zählen schien, als Roland Montfort. Die Locken seiner dichten und feinen blonden Haare hingen vom Schweiß durchfeuchtet unter den breiten Rändern seines Hutes herab. Er trug einen kurzen Mantel, kurze Beinkleider, welche unter den Knieen mit seidenen Bändern zugebunden waren, und Halbstiefel mit Stulpen und Sporen.

Ungeachtet dieser Reitertracht lag etwas Linkisches und Furchtsames in seinem Benehmen, was den an ein sitzendes Leben gewöhnten jungen Mann andeutete. Dieses Etwas läßt, abgesehen von den Umrissen des Körpers und der Züge, das Weib errathen, wenn sich dasselbe als Mann verkleidet hat.

Auch der Priester zeigt ein durchaus unterschiedenes Auftre-

ten, gleich wie das Weib; der Chorrock beengt die Bewegungen noch mehr, als der Unterrock, und man braucht gerade keine große Uebung im Beobachten zu haben, um einen Candidaten in der Kleidung eines Reiters zu erkennen.

Es bedurfte einer sehr wichtigen Sache, um die Aufmerksamkeit Rolands nach den letzten Worten seines Gefährten zu fesseln. Sobald er die Augen ein Mal auf den jungen Reiter geworfen hatte, wandte sich sein Blick nicht wieder von demselben ab.

„Kennst Du ihn etwa?“ fragte Mathurin ganz leise.

„Ich habe ihn noch nie gesehen,“ antwortete Roland, „aber ich glaube dennoch, daß ich ihn kenne.“

„Holla!“ rief der Reiter mit einer jugendlichen und zarten Stimme, der es jedoch ganz natürlich schien, eine gebieterische Betonung anzunehmen „Ist denn Niemand hier, um mich zu empfangen?“

Der Wind verhinderte, daß seine Stimme im Innern des Gasthauses gehört wurde, denn der Wind hatte sich bereits erhoben, und die Wolken thürmten sich in der Ferne über der Heide, und der Staub des Weges stieg in hohen Wirbeln empor.

Der junge Mann verlor seine Geduld, warf seine Peitsche von sich, ließ die Zügel fahren, und griff in die Mähnen des Pferdes, um mit größerer Sicherheit auf den Boden zu gelangen.

Dadurch gab er sich allerdings als einen sehr schwachen Reiter zu erkennen.

Das Pferd, welches im äußersten Grade ermattet war, rührte sich nicht und der junge Mann gelangte daher ohne Un-

fall auf die Erde; aber während seine beiden Hände noch vollauf zu thun hatten, fing sich der Wind unter seinem Hute und führte denselben zwanzig Schritte weit hinweg.

Der Schein der Laterne fiel auf ein Antlitz von fast weiblicher Schönheit, das man aber mit Beziehung auf den Reichthum von blonden Haaren, welcher dasselbe umwallte, fast zu klein hätte finden können.

Betrachtete man ihn jedoch genauer, so fand man in dem zu weißen Teint, in den zu zarten und zu feinen Zügen dennoch einen Widerschein verständiger Kühnheit und festen Willens.

Die Stirn war hoch und man sah recht wohl, daß sie noch unter dem behaarten Theile des Kopfes hinaufreichte; der Mund mit den dünnen Lippen besaß fest ausgesprochene Umrisse; die Nase zeigte jene unbestimmte Biegung, die man noch nicht mit Recht eine Adlerlinie nennen kann, und die Nasenflügel waren beweglich und fast durchscheinend.

Die Bogen der Brauen waren so schön und scharf abgeschnitten, als wären sie von dem Meißel eines Meisters aus Marmor gehauen. Sie wölbten sich über dunkelblauen Augen.

Auf den ersten Anblick mußte man diesen Kopf reizend finden. Ein zweiter Blick suchte vergebens in diesem harmonischen Ganzen die etwas unkluge Offenheit und den lieben Leichtsinn der Jugend.

„Hole meinen Hut," sagte der junge Reiter zu dem Hausknecht des Gasthofes, welcher sich endlich vor ihm zeigte, „und ein ander Mal laß es Dir angelegen sein, früher zu kommen, wenn ich Dich rufe."

Roland drückte die Hand seines Gefährten fester.

„Er ist es," sagte er leise; „ich verwette mein Leben, daß er es ist!"

„Wer?" fragte Mathurin.

„Jener Abbé Gabriel."

„Mit bespornten Stiefeln?" fragte Mathurin lachend; „ein Abbé?"

Aber er sprach nicht weiter, denn der Fremde hatte sich umgewandt, um seinen Hut aus den Händen des Hausknechts in Empfang zu nehmen, und der Schein der Laterne beleuchtete in der Mitte der schönen blonden Haare eine frisch geschorne Tonsur.

„Ach! Herr Gabriel," sagte der Hausknecht mit geschäftiger Miene, „Sie kommen zu rechter Zeit: heute Abend wird es bei uns besser sein, als auf der Heide."

Der junge Reisende wandte sich nach der Hofthür, ohne ein Wort zu entgegnen.

„Du hast recht gerathen," sagte Mathurin in Rolands Ohr, „es ist Dein Abbé Gabriel!"

Roland gebot ihm mit einem Winke Schweigen und neigte seinen Kopf vor, um besser zu hören.

Gabriel sprach.

„Ein Zimmer," sagte er, „Fleischsuppe, Brot und Wein. — In einer Viertelstunde muß ein frisches Pferd vor der Thür bereit stehen."

„Wie!" rief der Hausknecht aus, „Sie wollen sich bei diesem Wetter wieder auf den Weg machen, Herr Gabriel?"

Roland neigte sich noch mehr vor, um die Antwort zu vernehmen, allein der junge Reisende war bereits in das Haus getreten.

„Und wir?" fragte Mathurin, indem er nach dem drohenden Himmel schaute, „wenn wir nun hier blieben? — Morgen wird auch ein Tag sein."

Roland dachte nach.

„Hast Du gehört?" fragte Mathurin wieder. „Wenn wir ein Bett verlangten?"

Und da der junge Sergent noch immer schwieg, so fragte Mathurin zum dritten Male:

„Zum Teufel! woran denkst Du denn?"

„Ich denke," entgegnete Roland mit langsamer und veränderter Stimme, „ich denke daran, daß dieser hier eine Woche nach meinem Eintritt bei der Armee in das Presbyterium von Orlan eingetreten ist. Es ist das gleichsam ein Verhängniß: Filhol stand ganz allein, und Filhol war schwach. — Ich denke daran, daß Filhol nur zwei Mal an mich geschrieben hat, und daß jeder dieser Briefe nur etwa ein Dutzend Zeilen enthielt. Ich denke daran, daß es eine eigenthümliche Sache und von böser Vorbedeutung ist, daß ich gleich von vorn herein und bei dem Eintritt in mein Vaterland denjenigen auf meinem Wege antreffe, welcher mir das Herz meines Bruders Filhol geraubt hat!"

„Bah!" machte Mathurin.

„Höre!" unterbrach ihn Roland.

Man hörte hinten auf dem Hofe in dem Stalle die Knechte, welche lachten und mit einander plauderten, während sie die Pferde sattelten.

Roland blickte empor und befragte den Himmel; die dunkler und dunkler gewordenen Wolken schienen sich der Erde zu nähern und die Giebel der Häuser zu berühren.

„Dieser Gabriel muß doch große Eile haben!“ sagte er dann in dem Tone eines Menschen, der ein Gespräch mit sich selbst hält.

„Was kümmert uns das?“ fragte Mathurin.

„Und der Andere?“ nahm Roland wieder das Wort; „der, welcher das schwere Felleisen auf seine Schulter lud? — Warum kommen Beide an demselben Tage und um dieselbe Stunde?“

„Warum sind wir einander auf der Heerstraße begegnet?“ fragte Mathurin lachend.

„Ja — warum?“ wiederholte Roland. „Ich habe es erlebt, daß in einem ganzen Jahre nicht ein einziger Reisender nach Orlan kam.“

Mathurin schulterte sich.

„Schau!“ sagte er, „die Flasche ist leer und in dem Kruge ist auch nichts mehr. — Bleiben wir? — gehen wir? — Ich stimme dafür, daß wir bleiben!“

Roland erhob sich und schlug mit dem Ende seines Reisestockes auf den Tisch.

„Bleib, wenn Du willst, Freund Mathurin,“ sagte er; „ich glaube, daß in dem Dorfe Orlan heute Nacht irgend etwas vorgehen wird. — Warum ich das glaube? — das weiß ich nicht; aber es hallt gleichsam eine Stimme in meinen Ohren und ruft mir zu: Beeile Dich! — Zwar habe ich nur noch einen Arm, aber Gott sei Dank! der ist gesund; ich gehe.“

Er legte in die Hand des Kellners einige Kupfer-Sous, um die Zeche zu bezahlen.

„Laß mir nur so viel Zeit, meine Flasche zu füllen, Freund Roland,“ sagte Mathurin, „denn allein sollst Du nicht gehen. — Himmel-Donnerwetter! und es ist wahrlich keine Kleinig-

keit, daß ich mich in Deine Laune schicke, denn siehe, dort hinter dem Berge Saint-Pern ordnen sich die Wolken schon zum Feuergeben! Allein, wir haben ja schon manchmal im Feuer gestanden! — Kellner! füllen Sie die Flasche mit Branntwein bis an den Stöpsel — und dann vorwärts!"

3. Nächtliche Schrecken.

Es war ziemlich um acht Uhr Abends, als Roland Montfort und sein Gefährte das Gasthaus in der Vorstadt von Redon verließen.

Der erste Schritt gewissermaßen, den sie thaten, versetzte sie in das freie Feld, denn nachdem sie den kleinen Garten des Gasthauses hinter sich hatten, war auch ganz Redon hinter ihnen.

Mathurins Flasche war bis an den Stöpsel gefüllt, wie er es gewünscht hatte; und die Flasche war groß.

An Muth konnte es daher nicht fehlen.

Die beiden Sergenten stiegen schweigend die Anhöhe hinan, indem sie die Köpfe möglichst senkten, um den Wind zu vermeiden, welcher ihnen den Staub in das Gesicht wirbelte, und zugleich möglichst weit ausschritten.

Mathurin blickte oft zurück. So lange er am Fuße der Höhe einige Lichter strahlen sah, war ihm wohl; als aber die Schieferfelsen sich hinter ihm erhoben, um ihm jede Aussicht nach Redon abzuschneiden, da entwand sich auch ein tiefer Seufzer seiner Brust.

Die beiden Wanderer befanden sich in einer schmalen Schlucht; zu beiden Seiten erhoben sich die nackten Schieferwände, und über ihnen wölbte sich der schwarze, wolkenverhüllte Himmel.

Der Wind fing sich in dieser Schlucht mit wüthender Kraft. Und verstummte dann mit einem Male der Sturm, so entstand eine unheimliche Stille, während welcher die Schritte unserer beiden Wanderer auf seltsame Weise wiederhallten.

„Seit zehn Jahren bin ich diesen Weg nicht gegangen," sagte Mathurin mit unsicherer Stimme. „Werden wir lange zwischen diesen Felsen bleiben?"

„Eine halbe Viertelstunde," antwortete Roland.

„Bei Gott!" brummte Mathurin, welcher die Ruhe seines Gefährten beneidete, „ich bin während meines Lebens schon durch Schluchten gekommen, die mit Schnee ausgefüllt waren, und sah, wie meine Gefährten erfroren auf dem Wege niedersanken — aber ich fühlte damals keinen Frost, der so das Mark meiner Knochen durchschauderte, wie das heute Abend der Fall ist."

Dennoch war es zum Ersticken schwül, und der Schweiß stand dem armen Sergent Mathurin auf den Schläfen.

Auf der Höhe einer Felswand wurde eine klagende Stimme laut, welche das H o o l o der bretonischen Hirten sang.

Eine andere Stimme antwortete von der entgegengesetzten Felswand, und dieses klagende Duett dauerte einige Secunden.

Dann vernahm man das Klingeln der Ziegenglocken und das Brüllen der Kühe, welche nach ihren Ställen zurückgetrieben wurden.

Mathurin gewann neuen Muth. Diese melancholischen,

aber bekannten Töne erzählten ihm wenigstens von der lebenden Welt.

Der nackfüßige Hirt und das Ziegenmädchen, welche über die Felsenkluft hinweg einander ihre Liebe schilderten, das Brüllen der Heerden, der helle Klang der Glöckchen — das Alles waren die schönen Stimmen des Vaterlandes, und Mathurin hatte sein armes Vaterland, die Bretagne, recht lieb, wenn er nicht in der Gewitternacht und in der von Gespenstern erfüllten Einsamkeit vom Angstfieber ergriffen war.

Hätte er in diesem Augenblick an dem Kamine irgend eines befreundeten Bauernhauses in dem Dorfe Orlan gesessen, umgeben von jungen Burschen und Mädchen, von Bauern und alten Mütterchen, so würde es auf dem ganzen Erdenrunde keinen glücklichern Menschen gegeben haben, als den Sergent Mathurin.

Aber die Wegstunden in der Bretagne sind so lang, und die große Heide birgt so viele Gespenster hinter den weißen, von Ginster umwachsenen Felsblöcken!

Roland Montfort hatte Recht, wenn er sagte, daß Mathurin bei der Armee die abergläubischen Sagen seines Vaterlandes vergessen habe.

Das Feuer der Beiwacht ist ein probates Mittel, um von solchen grundlosen Aengsten zu heilen. Nicht ein einziges Mal vielleicht hatte Mathurin, seit er die Uniform angezogen, an die seltsamen Reigen gedacht, welche die Kurils um die Granitkreuze ausführen, während die Murrkater auf den Pfahlzäunen ihre unheimlichen Berathungen halten; nicht ein einziges Mal an die großen Thiere, diese riesigen Hottopferde des Satans, welche statt der Hörner hundertjährige Eichen auf den Köpfen tra-

gen und die Bäume der Wälder abweiden, wie die Schafe das Gras der Wiese; oder an die Corniquets, diese boshaften Kobolte, welche dem Reisenden auf den Nacken springen und ihn zuletzt erschöpft im Graben liegen lassen, und an die Nacht-Wäscherinnen, diese großen bleichen Mädchen, welche Augen ohne Glanz haben, und den Vorübergehenden zwingen, nasse Leichentücher auszuringen.

Aber solche Erinnerungen schlummern nur und sterben nicht; der bretonische Bauer kann die ganze Erde umreisen, und er wird dennoch die Eindrücke seiner Kindheit unversehrt wieder finden, wenn er den Fuß in das Land Bretagne zurücksetzt.

Es liegt dort in der Luft ein Etwas, das nicht beschrieben werden kann: die Einsamkeit der Nächte bevölkert sich, die Stille spricht, der leere Raum gewinnt einen Körper; jeder Felsblock erscheint als eine kauernde Gestalt, jeder Baum reckt drohende und entfleischte Arme aus, Klagen durchziehen das nächtliche Dunkel, und man fühlt die Schleier der Nachtschönchen, dieser zarten, vor der Stunde der Liebe verschiedenen Jungfrauen, während Vögel ohne Namen den Kirchthurm umkreisen.

In den Wolken sieht man Berge mit zerklüfteten Seiten, endlose Wälder, welche die finstere Tiefe großer Seen beschatten, Kirchthürme und endlich die Riesenbraut, welche stets vorüberschwebt, indem sie nach der Erde niederschaut.

Weiterhin auf dem Wege, den wir wandern müssen, hören wir die Achse des Todtenwagens knarren. Niemand hat je diesen Wagen gesehen, aber Jeder hat wenigstens hundert Mal in seinem Leben das unheimliche Knarren seiner Räder gehört.

Carriguel an ancou nennt die alte gälische Sprache diesen Wagen des Todes.

Man beeilt seine Schritte, indem man die Verse des **De profundis** hersagt, und öffnet zitternd die Thür seiner Wohnung, an welche vielleicht der schwarze Engel in dieser Nacht angepocht hat.

Dann bewegen sich die Aeste des Waldes und langgedehnter Hörnerton erschallt durch das Dickicht. Ein Reh springt über den Pfad dahin: Feuerkohlen sind seine Augen und seine Knochen blicken durch die Haut; hinter dem Reh aber folgt mit der Schnelligkeit des Blitzes das Skelett eines Pferdes, und auf diesem seltsamen Rosse sitzt die hohe Gestalt eines Ritters, an dessen vollständiger Rüstung nur der Helm fehlt. Und wozu könnte ihm auch der Helm nützen? Fehlt doch auf den Schultern des Reiters auch der Kopf.

Das ist der ewige Jäger, welcher die ganze Nacht den Wald durchstreift.

Und dort unten, die kleinen bleichen Flämmchen, welche auf den Wasserlinsen des Erdfalls schweben?

Es sind die Seelen im Fegefeuer, welche um Todtenmessen bitten, wie der Arme um die Brosamen, welche vom Tische des Reichen abfallen.

Und dort, noch weiter hin, wo der Fluß um die Hügelkette biegt, die schwankende und wolkenartige Gestalt, die weiß ist, wie Alabaster, und in dem Maße, wie man sich von ihr entfernt, höher emporwächst, bis sie mit der Stirn die Gestirne berührt, dagegen tiefer und tiefer, endlich unter den Wasserspiegel sinkt, wenn man auf sie zugeht —

Schon lange hatte man nicht mehr den Gesang des Hirten

und der Ziegenmagd gehört, nicht mehr die Schellen der Ziegen und das Brüllen der Rinder.

„Mathurin," sagte Roland leise zu dem Sergent, der bei dem Tone seiner Stimme erbebte, „warum hast Du mir von Genovefa als einer Wittwe erzählt?"

„Warum?" wiederholte Mathurin; „das werde ich Dir später sagen, nur nicht hier! — Ich ersticke zwischen diesen Felswänden."

Um sich ein Wenig zu erholen, zog er zum ersten Male den Stöpsel von seiner Flasche und nahm einen Schluck.

Roland unterbrach seinen Gang nicht.

„Willst Du?" fragte Mathurin hinter ihm.

Roland antwortete nicht.

Er hatte seinen Kopf gesenkt und war ganz und gar nur mit seinen Gedanken beschäftigt.

„Wittwe und frei!" dachte er. „Mag Gott uns gnädig sein! — Der Mensch hat den Verstand verloren. Wie könnte Filhol todt sein, da er mir nie, weder im wachenden Zustande, noch im Traume, erschienen ist?"

Mathurin beeilte sich, ihn wieder einzuholen; das Dunkel des Hohlweges hellte sich ein Wenig, weil die Felswände niedriger wurden, und der Himmel sich zu gleicher Zeit ein Wenig klärte.

Der Weg bog plötzlich um eine Felsecke, und wie durch einen Zauber wandelte sich die Gegend um.

In endlose Ferne erweiterte sich der Horizont vor den Augen unsrer Reisenden; die Felsen setzten zur Rechten noch fort, aber zur Linken dehnte sich eine weite Fläche aus, denn der

Weg, welcher bisher durch den Berg gegangen war, ging jetzt an der Seite desselben hin.

Für einen Augenblick hatte der Wind den Sieg über die Wolken davongetragen, so gewaltig und schwer dieselben auch waren. Es entstanden große Trennungen derselben, welche hier und da das mit Sternen besäete Azur des Himmels hindurchblicken ließen; die Sichel des Mondes zeigte sich in Zwischenräumen, um dann bald wieder hinter neuen Wolken zu verschwinden und einige Augenblicke später siegreich wieder zu erscheinen und für eine Secunde ein helles Licht über die Heide auszugießen

Bei schönem Wetter ist es eine großartige und reiche Landschaft, welche sich vor dem Reisenden ausbreitet, wenn er den Berg von Saint-Pern hinter sich hat.

Der Schieferbruch steigt vor seinen Füßen in eine gewaltige Tiefe hinab, welche je nach dem launenhaften Streichen des Flötzes ausgehauen ist, so daß hier und da kleine mit Kräutern und Blumen bedeckte Erdhügel stehen geblieben sind, während etwas weiterhin Gründe erscheinen, deren Tiefe das Auge nicht zu messen vermag.

In den blauen Tiefen steht ein grünliches Wasser, und über ihnen schweben horizontal gewachsene Bäume, deren Wurzeln in die Spalten des Schieferfelsens eingedrungen sind. Die Hütten der Arbeiter stehen am Rande jäher Tiefen und scheinen durch eine geheimnißvolle Macht an den Felsen des Berges festgehalten. Rauchsäulen, welche hier und da aus dem Boden selbst hervorkommen, deuten darauf, daß es auch troglodytische Steinbrecher dort gibt, welche es vorgezogen haben, sich ein

Nest in den Felsen hinein auszuarbeiten, als ein Häuschen in freier Luft zu erbauen.

Und auf beiden Seiten, gleichsam auf den Lippen des kolossalen Rachens, welchen die Industrie der Menschen geschaffen hat, eine kräftige und lachende Vegetation: Getreidefelder, Buschwälder, Obstpflanzungen.

Hundert Schritt von dem Fuße des Berges zeigt das Flüßchen Ise, ein Zufluß der Vilaine, die anmuthigen Windungen seines Laufes und bespült den Fuß der kleinen Kapelle, in welcher die Steinbrecher ihren Gottesdienst verrichten.

Jenseits der Ise steigen von Viehheerden bevölkerte Weideplätze allmählich bis zu den Fluren des Dorfes Bains an, worauf sich der Boden mehr und mehr erhöht und von Fichtenwaldungen und Laubhölzern unterbrochen die öden Steppen der großen Heide erscheinen.

Alles das gewährt ein heiteres, bewegliches, lebenvolles Bild; man bleibt stehen, um das Treiben der Steinbrecher in ihren Schieferbrüchen zu sehen; der Fluß strahlt, wie ein silbernes Band; und ehe sich der Blick auf den weiten Einöden der großen Heide verliert, begegnet er noch einem schönen Schlosse, welches stolz an der Seite einer Höhe aufgebaut ist, und drei oder vier andern bescheidenern Herrensitzen, so wie auch eben so vielen Kirchthürmen, welche ihre kupfernen Hähne über Wälder von Apfelbäumen hinwegrecken.

Aber bei Nacht ist das Alles ganz anders.

Die Arbeiter in den Schieferbrüchen von Saint-Pern legen sich früh zur Ruhe, um mit Sonnen-Aufgang sich wieder erheben zu können.

Das Schweigen ist an die Stelle des tausendfachen Geräu-

sches der Arbeit getreten, die Feuer und die Lichter sind verloschen, die Hütten verschwinden in dem Dunkel der Nacht, und der Steinbruch selbst erscheint als ein schwarzes, grundloses Loch.

Roland blieb stehen; Mathurin wurde fast von einem Schwindel ergriffen, als er in die Tiefe schaute, von welcher die Straße begrenzt wurde.

„Ich habe noch nie solche Gefühle gehabt, wie jetzt," sagte Roland, „und doch hatte ich geglaubt, daß ich mich recht glücklich fühlen würde, wenn ich die Luft meines Vaterlandes wieder einathmete. — Da fließt die Ise, in der ich mich so manches Mal gebadet habe. — In trocknen Zeiten habe ich die Heerden des Schlosses oft bis zu diesen Weideplätzen geführt! — Sieh nur, Mathurin, da jetzt der Mond scheint: dort ist der Wald von Grandpré, da ist die Neue-Mühle vor Bains, und es ist mir, als könnte ich sogar die beiden Flügel des schönen Schlosses Moeil unterscheiden."

„Du kannst das Alles sehen," entgegnete Mathurin, der bis an die andere Seite des Weges zurückgewichen war; „Du bist sehr glücklich! — Aber ich sehe nur diesen höllischen Abgrund, in welchen Du kopfüber stürzen wirst, wenn Du nicht bald weiter zurücktrittst; — ich sehe nur die schwarzen Wolken, welche drohend über uns hinwegziehen, und dort hinten den Rücken der großen Heide, der mir von irgend einem unheimlichen Lichte erleuchtet scheint."

Er sagte die Wahrheit.

Die Mondessichel hatte sich den Blicken der beiden Wanderer entzogen, warf aber ein lebhaftes Licht über den Horizont,

und hinter der vordern, verdunkelten Landschaft erhob sich die erhellte Heide.

„Das ist nichts Natürliches," sagte Roland Montfort, indem er damit seine eigenen Empfindungen aussprach.

„Nein, nein," rief Mathurin aus, „das ist nichts Natürliches! Man muß anders wohin gehen, als auf die große Heide, um zu dieser Stunde der Nacht natürliche Dinge zu schauen. — Noch wäre es Zeit, nach Redon zurückzukehren, Freund Roland; was meinst Du dazu?"

Roland nahm seinen Stock wieder auf die Schulter und setzte seinen Weg fort. Mathurin folgte ihm gezwungen.

„Du mußt mir dennoch antworten," nahm Roland nach einem kurzen Schweigen wieder das Wort. „Ich will wissen —"

„Nur nicht hier! — nur jetzt noch nicht!" unterbrach ihn Mathurin eilig. „Wenn wir nach unserm Gefallen gehen und einmal so recht ruhig sind — Hilf heiliger Himmel! was ist denn das?"

Er war zitternd stehen geblieben.

Auf der andern Seite des Weges bewegte sich auf dem weißen Staube desselben langsam ein schwarzer Gegenstand.

Zum zweiten Male nahm Sergent Mathurin Zuflucht zu seiner Flasche und bekreuzte sich dann.

Roland hob ein Stück Schiefer auf und warf nach dem unheimlichen Gegenstande.

Dieser stieß ein klagendes Geheul aus, eilte schnell hinweg und verschwand hinter einem Erdhügel.

Mathurins Zähne klapperten gegen einander.

Man zögert in der That, wenn man versichern soll, daß ein Mann, wie Mathurin, ein Sergent der Sambre-Maas-Ar-

mee, sich vor einem Hunde gefürchtet hatte, welcher bei Nacht herrenlos umherlief!

Ja, so furchtsam war Mathurin, einer von jenen bretonischen Soldaten, welchen der erste Consul ein so hohes Lob ertheilte und von denen er sagte, daß sie wie Kinder zu Gott beteten, um dann wie Löwen zu kämpfen!

Allein hier handelte es sich auch nicht um einen Kampf; hätte der Sergent nur ein halbes Dutzend Engländer vor sich gehabt, die ihm den Weg vertreten hätten, so würde er bald seine ganze Heiterkeit und seinen Muth wiedergefunden haben.

„Ein lebendes Wesen kann nicht so schnell verschwinden!" sagte er halblaut. — „Roland, hast Du auch daran gedacht, daß wir dort unten im Thale über die Brücke von Saint-Pern gehen müssen?"

„Es gibt keinen andern Weg," antwortete Roland.

„Gäbe es noch einen andern," versetzte Mathurin mit Ernst und Bestimmtheit, „so würde ich gern eine Stunde umgehen, um die verwünschte Brücke zu vermeiden. — Es ist nun zwölf Jahre her, daß Gerard Lepriol, der ein Vetter von mir war, eines Sonntags Abends von Redon zurückkehrte und an jener Stelle erwürgt und in den Fluß geworfen wurde."

„Die Brücke ist schmal," entgegnete Roland; „wenn man betrunken von Redon heimkehrt und es dunkle Nacht ist, so kann man leicht in das Wasser fallen."

Die schreckliche Brücke von Saint-Pern war ein liebliches und friedliches Plätzchen.

Zwei steinerne Pfeiler wurden durch einen großen hölzernen Bogen mit einander verbunden und die Ise floß murmelnd un-

ter diesem Bogen hindurch, um sich dann zwischen den Weiden des Angers zu verlieren.

Roland schritt über die Brücke hinweg, ohne seinen Gang zu beschleunigen oder auch zu verzögern.

Mathurin blieb zurück, um sich erst zu überzeugen, wie dieses kühne Unterfangen ablaufen werde.

Als er Roland am andern Ufer sah, bereute er, ihm nicht sogleich gefolgt zu sein; die funfzig Schritte, welche ihn von seinem Gefährten trennten, erschienen ihm als eine gewaltige Weite, und er fühlte gewissermaßen die Qualen, welche das Herz des Alexander Selkirk, dieses historischen Vorbildes aller Robinsone, foltern mußten, als er sich von den Matrosen seines Schiffes auf der einsamen Insel ausgesetzt sah.

Mit geschlossenen Augen nahm er einen Anlauf und wählte damit vielleicht nicht das beste Mittel, um über die wurmstichigen Bohlen der Brücke hinweg zu gelangen; aber seine Stunde war noch nicht gekommen, wie er später sich äußerte, und obschon er deutlich hörte, wie die Wäscherinnen unter der Brücke seinen Namen riefen, so gelangte er doch gesund und wohlbehalten an das entgegengesetzte Ufer.

Roland war stehen geblieben, um ihn zu erwarten.

„Sind denn die Ehegesetze in der Bretagne geändert?" fragte er plötzlich.

„Warum das?" fragte Mathurin dagegen.

„Ich meine, daß man sonst dergleichen einen Ehebruch nannte," nahm Roland Montfort wieder das Wort. „Der Ehebruch muß also bei uns eingeführt sein, weil Du mir sagst, daß Genovefa Wittwe und frei sei."

„Was das betrifft," antwortete Mathurin nicht laut und

nicht leise, „so verstehe ich kein Wort davon. — Doch ist es meine Meinung, daß der Ehebruch weder Wittwen, noch frei macht. — Laß uns aber rascher gehen, Freund Roland, denn das Gewitter wird immer drohender, und es möchte an Besten sein, recht bald das Hochland zu erreichen."

Der junge Sergent rührte sich nicht von der Stelle. Ihn fesselte noch immer derselbe Gedanke, welcher ihn seit dem Beginn der Reise nicht verlassen hatte.

„Dann mußt Du gehört haben, daß Filhol von Treguern gestorben sei," sagte er, indem er die Züge seines Gefährten zu sehen sich bestrebte.

„Jeder muß sterben, mein Freund Roland, der Eine früher, der Andere später," entgegnete Mathurin, der auf Dornen stand.

Ungeachtet des Dunkels ließ sich in Rolands Zügen eine ungewöhnliche Aufregung nicht verkennen.

„Wer Dir das gesagt hat, der hat gelogen," sagte er, indem er seinen Weg fortsetzte. „Wenn Filhol von Treguern stirbt, so werde ich es zuerst erfahren."

Mathurin hütete sich, nach dem Warum? zu fragen; er hatte schon drei oder vier Mal seiner Flasche zugesprochen, aber der Muth wollte noch immer nicht wiederkehren.

Roland Montfort war jetzt ein trauriger Reisegefährte; er ging mit gesenktem Haupte dahin und sprach fortwährend mit sich selbst.

Es war unmöglich, ihm auch nur ein vernünftiges Wort zu entlocken!

Mathurin hörte, wie er zwischen den Zähnen murmelte:

„Wenn nun Gott nicht gewollt hätte! — Wenn die Ver-

storbenen die Versprechungen, welche sie während des Lebens gegeben, nicht erfüllen könnten!"

Der Weg ging jetzt nach der Heide hinan.

Links bemerkte man, so oft man an einer Lichtung des Waldes vorüber kam, die hohen Kamine des Schlosses Moeil.

Nach vorn wurde die Aussicht durch eine große dunkle Masse geschlossen: es war das der Hochwald von Grandpré.

„Du könntest schon ein Wenig sprechen, Freund Roland," ließ sich Mathurin in einschmeichelndem Tone vernehmen; „man erträgt dann die Ermüdung leichter. — Gott sei uns gnädig! da kommt ein Ort, der noch eben nicht besser aussieht, als er in frühern Zeiten aussah. Wohl vier Mal habe ich dort das Horn des Nachtjägers gehört, als ich noch ein Junge war, und lieber ginge ich über die Brücke von Saint-Pern zurück, als durch jenen satanischen großen Wald, der noch verrufener ist, als ein Gottesacker."

Noch wenige Schritte, und die alten Eichen reckten ihre langen Aeste über seinem Kopfe hinweg.

Kaum waren unsere beiden Soldaten einige Schritte in den Hochwald von Grandpré hinein gegangen, als sie nicht Himmel, nicht Erde mehr sahen.

Mathurins Athem blieb in seiner Kehle stecken: es machte ihm Mühe, den gleichmäßigen und stets ruhigen Schritten seines Gefährten zu folgen.

Der Wind traf ihn nicht mehr in das Gesicht, wie vorher; höchstens hörte man ihn noch in den Wipfeln der Bäume, die er je nach seinen wunderlichen Launen bald nach der einen und bald nach der andern Seite bewegte.

Mathurin hielt die ferne Stimme des Sturmes für das Hallali des Nachtjägers.

Seine von der Furcht getäuschten Augen verliehen den Stämmen der Bäume tausend bizarre Gestalten.

Bald sah er, wie sich eine Reihe von Gespenstern vor ihm aufstellte; bald meinte er eine lange Perspective hoher und düsterer Säulen zu sehen, welche das mit Trauertüchern bekleidete Gewölbe einer gigantischen Kirche trügen.

„Da kommt der Eine!“ sagte plötzlich Roland Montfort, indem er stehen blieb und zu lauschen schien.

„Was für Einer?“ stammelte Mathurin, dessen Angst auf das Höchste stieg.

„Höre!“

Man hörte ganz deutlich, ohne jedoch die Richtung bestimmen zu können, die Hufschläge eines durch den Wald galoppirenden Pferdes.

„Der Jäger!“ sagte Mathurin.

„Es waren ihrer Zwei in dem Gasthause,“ nahm Roland wieder das Wort. „Dieser hier wird also zuerst anlangen. — Aber nicht viel früher!“ fuhr er dann fort, indem er sein Ohr nach der Gegend richtete, von welcher er selbst hergekommen war; „denn ich höre bereits die Hufschläge eines zweiten Pferdes.“

„Und da hält ein Dritter mitten auf dem Wege!“ schrie Mathurin und reckte seine Arme vor sich hin, als wollte er eine Erscheinung verjagen. „Gerechter Gott! Was für eine Nacht! was für eine Nacht!“

Es hielt in der That ein Reiter unbeweglich in der Mitte einer Lichtung, die etwa vierzig oder funfzig Schritte von den

beiden Wanderern war, und auf welcher sich eine Wegscheide befand.

Nichts hinderte an dieser Stelle das Einfallen der Strahlen des Mondes, vor welchem sich eben nur ein sehr leichtes Gewölk vorüber bewegte.

Im Gegensatz zu der tiefen Nacht, welche die Wanderer seit einigen Minuten umgeben hatte, schien der Reiter von einem übernatürlichen Lichte umströmt.

Sein Haupt war unbedeckt, und man unterschied bereits deutlich sein hageres und bleiches Antlitz unter seinen lang herabhängenden und schon ergrauten Haaren.

Er war von hohem Wuchs, und die Falten seines ungewöhnlich langen Mantels fielen von seinen Schultern bis zu den Füßen seines Pferdes hinab.

Man sah ihn mit der Hand winken, und seine Stimme erhob sich, während der Wind schwieg.

„Holla!" rief er, „wenn Ihr Christen seid, so antwortet mir: Habt Ihr zwei Reiter in der Richtung nach Orlan durch den Wald reiten gesehen?"

„Der Commenthur Malo!" sagte Roland Montfort halblaut. „Wenn der in das Land kommt, so pocht auch ein Unglück an Treguern's Thür."

Dann fuhr er mit lauter Stimme fort:

„Wir haben den Galopp zweier Pferde gehört, allein wir haben Nichts gesehen."

Der Reiter wandte sein Pferd in der Richtung nach der Heide.

„Hören Sie!" rief Roland, „sie sind schon ganz nahe und

werden Sie bald erreichen. Bedürfen Sie der Unterstützung, so sprechen Sie, Malo le Madre von Treguern."

Die Sporen des Reiters trafen die Weichen seines Pferdes, welches hoch empor sprang und dann im Waldesdunkel verschwand.

Noch hatte man aber seine Antwort zu vernehmen vermocht. Diese lautete:

„Mir zeigt Gottes Hand den Weg! Menschlichen Beistandes bedarf ich nicht."

Bevor noch Roland und Mathurin die wenigen Schritte zurückgelegt hatten, deren es bedurfte, um die Lichtung zu erreichen, wurde der Staub des Weges von zwei Pferden emporgewirbelt, welche mit Pfeilesschnelle an ihnen vorüberflogen und sich gleich darauf ebenfalls im Waldesdunkel wieder verloren.

Einen Augenblick noch hörte man den Doppelgalopp in dem hallenden Walde.

Dann schwieg Alles wieder, nur nicht der Sturm, welcher immer lauter seine drohende Stimme erhob.

4. Das wandelnde Kreuz.

Von jetzt an lebte der arme Sergent Mathurin nicht mehr in der Welt der Wirklichkeit.

Er ward von einem Fieber befallen; sein Verstand war davongelaufen, und der Inhalt seiner Flasche trug nur zur Steigerung seiner Angst bei.

Der Reiter im langen schwarzen Mantel war ihm wie eine Eiche groß erschienen, und seine verwirrten Augen hatten etwas, wie zwei Feuerschweife, hinter den beiden andern Reitern gesehen, deren wilder Ritt den Staub der Straße emporgewirbelt hatte.

Er besaß kein Bewußtsein mehr von dem, was um ihn her vorging, oder bezog vielmehr Alles auf seine fixe Idee, welche ihn immer tiefer in den Ocean von Truggebilden versenkte, in welchem seine Vernunft bereits ertrunken war.

Alles ward für ihn Täuschung, Alles Lüge. Auf den Windesflügeln umsausten ihn die Geister der Verdammten und zischelten ihm Hohn oder Klage in die Ohren; Dämonen grinsten in der Finsterniß des Waldes. Er war, ohne es zu wissen, in des leibhaftigen Teufels Gebiet eingetreten.

Rolands Gegenwart ermuthigte ihn nicht mehr; im Gegentheil betrachtete er nicht ohne inneres Grausen den sichern und stets ruhigen Gang seines jungen Gefährten.

Dieser Roland Montfort mußte sich wohl hier in seinem Elemente befinden, sonst hätte er nicht so ruhig bleiben können!

Und jetzt, da dem armen Mathurin das Alles auffiel, erinnerte er sich erst, daß bereits Tags zuvor, als er mit Roland auf der Straße von Paris zusammen getroffen war, das seltsame Aussehen desselben seine Verwunderung erregt hatte.

Roland war vielleicht selbst Einer von jenen Todten, welche auf die Oberwelt zurückkehren, um die Lebenden zu den Orgien der Geister mit sich fortzuschleppen.

Man hatte dergleichen schon erlebt, und kam auch der Argwohn spät, so fehlte es ihm doch nicht an Grund.

Unter einem Seufzer gestand sich Mathurin das.

Wohin konnte dieser Roland gehen?

Die Wege der Todten führen alle nach einem Ziel.

Mathurin fragte sich bereits, ob er am folgenden Tage in seinem Bette oder unter der kalten Erde erwachen werde.

Und dennoch folgte er Roland; er folgte ihm, wie ein Hündchen, indem er stets in seine Tapfen trat und nicht wagte, ihn auch nur einen Augenblick aus den Augen zu verlieren.

So ist es stets.

Eine geheimnißvolle Kette, fester, als Stahl, härter, als Diamant, knüpft den Lebenden an die Geisterwelt.

Man will fliehen und man folgt; man will sich empören, aber der geknechtete Geist gehorcht.

Eine oder zwei Stunden früher, als die beiden Soldaten

noch in der Vorstadt von Redon unter dem Zeltdache des Gasthauses saßen, hatte dieser Roland Montfort noch ein ganz ehrliches und braves Aussehen gehabt, wie Mathurin nicht zu leugnen vermochte; allein jetzt ermuthigte ihn dieser Umstand nicht mehr, denn er fragte sich:

„Warum zeigt er mir sein Gesicht nicht mehr?"

Dieses mußte sich nothwendig umgewandelt haben!

In der That hatte sich Roland seit der Brücke von Saint-Pern nicht ein einziges Mal umgesehen.

Er ging gerade aus, ohne je zu zögern, als hätte die helle Sonne des Tages seinen Weg beleuchtet.

Es war schon lange her, daß der Galopp der Pferde in dem Walde verhallt war.

Roland Montfort blieb in der Mitte der Lichtung stehen und stützte sich auf seinen Stock.

„Ich habe den Candidaten wieder erkannt!" sagte er, indem er mit sich selbst sprach; „er ist demselben Wege gefolgt, wie der Commenthur Malo. — Der Andere schlug den Weg ein, welcher nach dem Schlosse Treguern führt. — Mathurin!"

„Nun?" fragte der Angeredete, der einige Schritte entfernt blieb und sich ebenfalls auf seinen Stock stützte.

„Hat Dir Deine Mutter in Deinen Briefen auch etwas von der Halbschwester Marianne geschrieben?"

„Möchte ich sie doch in dieser Welt wieder sehen, meine arme alte Mutter!" klagte Mathurin.

Dann fuhr er fort:

„Sie hat mir von Diesem und von Jenem geschrieben, Herr Roland, aber mein Gedächtniß hat mich in diesem Augenblick vollkommen verlassen."

„Warum nennst Du mich Herr Roland?" fragte der junge Sergent und wandte sich erstaunt um.

Als Mathurin diese Bewegung sah, schloß er die Augen, als hätte er befürchtet, das Haupt der Meduse zu erblicken.

„Es geschah nicht aus bösem Willen, Herr Roland, gewiß nicht!" antwortete er, indem er ein Lächeln zu erzwingen versuchte „Was Marianne von Treguern, die Halbschwester, betrifft, so gab es da, ich weiß nicht mehr, was für eine Geschichte, in der auch der Name Gabriel vorkam. Ei, Du lieber Herr Jesus! Herr Roland, ich gäbe Alles darum, was ich in meinem Tornister habe, wenn ich sogleich am Ende der Heide, bei Wilhelm Fery's Mühle wäre."

„Wir werden auch dahin gelangen," tröstete der junge Sergent und setzte seinen Weg fort, „ohne daß Du darum hingibst, was Du in Deinem Tornister hast. Allein von hier bis dorthin muß ich noch manches Neue erfahren."

„Manches Neue? — Wen wollen Sie denn fragen? — Von hier bis zu Fery's Mühle gehen wir durch die große Heide, und so viel ich weiß, wohnt keines Menschen Seele auf derselben."

„Der, welcher mir die Neuigkeiten mittheilen wird," sagte der junge Soldat und sprach unwillkürlich in einem leiseren Tone, „wohnt vielleicht nicht mehr in einer menschlichen Behausung."

Der Sergent Mathurin hatte nicht gedacht, daß sich seine Angst noch steigern könne.

Allein er hatte sich getäuscht, denn jetzt erst stockten alle Pulse seines Gehirns, und sein Kopf ward von einem Schwindel ergriffen.

„Im Namen des Herrn! Herr Roland!“ stammelte er, „versuchen Sie nicht die Geheimnisse des Grabes!“

„Du hast mir gesagt, daß Genovefa Wittwe und frei sei,“ antwortete Roland in festem Tone; „und ich will jetzt wissen, ob das wahr ist.“

„Leider,“ stotterte der arme Sergent.

„Ich will es von dem wissen, welcher verpflichtet ist, es mir zu sagen.“

„Höre, Roland, mein Bruder und Freund!“ flehete Mathurin, der in seiner äußersten Angst sogar den Muth fand, sich dem jungen Sergent wieder zu nähern. „Ich sehe wohl, wohinaus Du willst: das ist der Weg nach den Pflanz-Steinen, der Weg zum wandelnden Kreuz. — Denen, welche dort vorüber gehen, widerfährt allemal ein Unheil.“

„Und dennoch muß ich dort vorüber gehen,“ antwortete Roland.

Mathurin versuchte, ihn zurückzuhalten, und nahm den Ton der inständigsten Bitte an.

„Das ist nicht der Weg nach dem Dorfe!“ sagte er mit Thränen in den Augen, denn er war in diesem Augenblick schwächer, als ein Kind. „Christen gehen nicht nach den Pflanz-Steinen, um welche herum man bei Nacht die Reigen der Hexen erblickt. — Sag mir, ob Du ein Todter bist, Roland, und ziehe mich nicht mit Dir in das Verderben!“

Ueber das bleiche Antlitz des jungen Sergenten schwebte ein Lächeln.

Mathurin sank auf beide Kniee.

„Nein! nein!“ rief er mit einer von Thränen erstickten Stimme aus, „die dorthin gehen, kehren nimmer wieder! Und

wer in solcher Weise stirbt, indem er Gott trotzt, der fällt wie ein Bleiklumpen in den tiefsten Abgrund der Hölle!"

Roland lächelte noch immer und versuchte, ihn wieder aufzuheben.

„Du weißt das besser, als ich," sagte Mathurin, indem er jetzt mit geläufiger Stimme sprach. „Dort hat es die Wittib le Brec gelernt, die Mutter Maria und alle Heiligen zu verleugnen! — Mein seliger Vater war ein braver Mann, nicht wahr? — ein Mann, über dessen Lippen nie eine Lüge ging. Nun, mein Vater selger hat in einer stürmischen Nacht, wie diese hier, das Kreuz wandeln gesehen. Das Kreuz ging unter dumpfem Krachen, als wenn es donnerte. Sein granitner Fuß zog eine Furche über die Heide, eine Furche, in der Alles zu Asche brannte, und der Sabbath fand in der Mitte der Pflanzsteine statt. Das hat mein Vater selger gesehen! — Ueber die schwarze Klippe, die in der Mitte liegt, war ein gesticktes und befranztes Altartuch gelegt, und sieben eiserne Leuchter trugen Menschenarme, die gleich Kerzen brannten. Ein Kelch stand davor, gefüllt mit rother Flüssigkeit: Blut oder Wein. Der Bock mit grünem Bart, der eine Bischofsmütze trug, das Kreuz in der Hand hielt und glühende Augen hatte, während Flammen die Spitzen seiner Hörner umzüngelten, stand mit dem Rücken gegen den Altar gekehrt, und rund um ihn ordneten sich falsche Priester in Officianten-Gewändern, welche wahnsinnige Nonnen in ihren Armen hielten. Und die Nonnen hoben ihre Röcke von grauer Beiderwand auf, so daß man sehen konnte, wie sie das heilige Kreuz lästernd vor dem untersten Theile des Rückens hängen hatten. — Das hat mein Vater selger gesehen! — Der Bock in der Mitra las lästernde Litaneien ab und

hatte sein Buch auf dem Rücken eines buckligen Zauberers liegen, der als Pult diente. Er sagte: „Balberith, Belias, Junier, Sarcueil, Gripi, Carremel, Yaumic, Lucesme!“ und alle Hexen und Hexenmeister antworteten: **Ora pro nobis!** — Dann schrieen die Hexen: „Tröster der Schweine, komme zu uns!“ – Da richtete sich eine Kruke von grauem Thon auf dem Altare empor. Eine Henne und zwei Hunde gingen aus der Kruke hervor. — Alle die wahnsinnigen Nonnen verwandelten sich in dürre Baumäste, und der Oberste der falschen Priester band sie in ein einziges Bündel zusammen, während der Bock in der Mitra die Gestalt einer mit Reif bedeckten Fichte annahm. Eine Stimme rief: „Ich sterbe nicht! ich sterbe nicht!“ – Die Pflanzsteine schüttelten und rüttelten sich und machten die Runde um die Fichte. Sie sagten: „Ave, Meister der Schrift! Pilduc! Pilduc! schöner Stolz!“

Mathurin war athemlos und unterbrach sich, um den Schweiß abzutrocknen, der von seiner Stirn rann.

Wir können nicht behaupten, ob Roland ihn mit großer Aufmerksamkeit anhörte, allein er ließ ihn mindestens ruhig seine Erzählung beenden.

„Das haben mir schon Andere erzählt,“ sagte er dann. „Ich bin nicht gelehrt genug, um zu beurtheilen, wie viel davon Lüge und wie viel Wahrheit ist. — Allein sollte ich auch die ganzen Kinder des Satans dort versammelt finden und ihre Orgien sehen, so muß ich mich doch heute Nacht auf die Stufen des wandernden Kreuzes setzen.“

„Und es wird Dir gehen, wie dem Glockenläuter aus Quintaine! – Man wird Deinen armen Leichnam zwischen den Felsblöcken auf der Heide finden. — Roland, mein Bruder,

wenn es sich nur darum handelt, Gewißheit von dem Tode des letzten Treguern zu erhalten, so brauchst Du nicht so weit zu gehen, denn ich kann sie Dir geben. – Filhol von Treguern ist vor bald einem Jahre gestorben."

„Ich glaube Dir nicht," sagte Roland und behauptete trotz dieser Versicherung eine außerordentliche Ruhe.

Einige Stunden früher hätte er es nicht wagen dürfen, dem Sergent Mathurin so in das Gesicht zu sagen: „Ich glaube Dir nicht!" Aber Gott weiß, daß derselbe in diesem Augenblick nicht im Mindesten empfindlich war.

„Ich glaube Dir nicht!" wiederholte Roland, „und wenn mir das ganze Dorf dasselbe sagte, wie Du, so würde ich noch immer antworten: Das ist unmöglich! — Zwischen Treguern und mir bestand eine Verabredung, und Treguern ist der Sohn eines ritterlichen Hauses; wie hätte er sein Versprechen vergessen können!"

Der junge Soldat machte wider seinen Willen größere Schritte und sprach jetzt mit einer gewissen Aufregung.

„Du glaubst also," fragte Mathurin, dem die Kehle von seiner Angst zugeschnürt wurde, „daß der Todte Dich bei den Pflanz-Steinen erwarte?"

„Ich bete zu Gott, daß kein Todter dort meiner warte," antwortete Roland.

Dann fuhr er fort, als er sah, daß Mathurin seine Schritte verzögerte:

„Dieses hier ist mein Weg. — Jener andere Weg führt gerade aus nach dem Dorfe Orlan. Ich bedarf Deiner nicht, um nach dem wandernden Kreuze zu gehen, und wir können uns also hier trennen."

Sie hatten den Saum des Waldes erreicht.

Vor ihnen lag die Heide, erleuchtet von jenem phantastischen und wechselnden Lichte, welches die jagenden Wolken bald zuließen, bald wieder abschnitten.

Die Heide glich gewissermaßen einem gewaltigen und kahl geschornen schwarzen Teppich, von welchem sich hier und da blendend weiße Felsblöcke abhoben.

So weit der Blick reichte, war Alles gleichmäßig: weiße Punkte auf schwarzem Grunde.

Das Ganze glich einem endlosen Friedhofe, und wenn zufällig ein Strahl des Mondes für einen Augenblick die hellen Stellen dieses trauernden Gemäldes erstrahlen ließ, so meinte man, daß in unabsehbare Ferne über die Landschaft jene Teppiche ausgebreitet wären, welche an dem Tage nach dem Feste Allerheiligen die Portale der katholischen Kirchen decken.

Aber wir suchen vergebens nach Bildern; keine Vergleichungen vermögen den trostlos einförmigen Anblick der großen Heide zu vergegenwärtigen.

Man muß sie selbst gesehen haben, und zwar bei Nacht, wenn die Atmosphäre gewisse optische Täuschungen begünstigt, um die seltsamen Schreckbilder begreifen zu können, welche den bretonischen Landmann verfolgen, wenn er verspätet durch die Heide wandert und die Pflanz-Steine erschaut.

Ja, es richten sich diese in Truggestalten vor seinen leiblichen Augen in den seltsamsten Anordnungen auf.

Man meint, daß in jedem Jahre in der Nacht des Charfreitags zu den bisherigen Steinen ein neuer kommt.

Wer mag sie dort aufgerichtet haben, diese Steinkolosse, welche keine menschliche Kraft zu heben vermag?

Die beiden von Roland bezeichneten Pfade liefen in einem sehr spitzen Winkel auseinander.

Der eine derselben zog sich nach dem Rücken der Heide hinauf und führte zu der Stelle, wo die Pflanzsteine am gedrängtesten stehen; der andere folgte der Ebene und führte zu angebauten Feldern.

Der arme Teufel Mathurin zögerte gewaltig.

Roland mochte allerdings seiner nicht bedürfen, allein er bedurfte Rolands.

Der Gedanke, so ganz allein durch die Heide dahin zu gehen, gab ihm einen Vorschmack des Todes.

„So gehe denn!" sagte er mit gebrochener Stimme; „ich folge Dir. — Allein mein Verderben laste auf Dir, wenn ich ohne Beichte meine letzte Stunde verlebe."

Ein Viertelstunde lang gingen sie über die Heide dahin, ohne ein Wort mit einander zu sprechen

Roland entblößte seine glühende Stirn, damit der Wind sie kühlen möge.

In Zwischenräumen fielen einzelne große Regentropfen und fielen mit Geräusch zu Boden.

Das war jedoch noch nicht hinreichend, um den Staub des Weges zu löschen.

Nach einigen Secunden war der ganze Himmel gleichmäßig überzogen, und der Mond, welcher im Horizont sank, rief ein Diamanten-Glitzern in den Wassertropfen hervor, welche an den Spitzen der Heidesträucher hängen geblieben waren.

Fast in der ganzen Ausdehnung der großen Heide findet man weiße Felsblöcke, welche von Menschenhand emporgerichtet scheinen.

Im engern Sinne versteht man aber unter dem Namen der Pflanzsteine eine Art unregelmäßig ovaler Umfassung, welche aus zwei Reihen concentrischer Felsblöcke gebildet ist, und in deren Mitte ein tafelförmiger Granitblock liegt, demjenigen ähnlich, welchen wir unter dem Namen des Heidensteines beschrieben haben.

Um diese Umfassung herum stehen andere Steine radienförmig in immer weitern Entfernungen, und erblickte man das Ganze von oben, vielleicht aus einem Luftballon, so würde dieses gigantische Monument das Aussehen eines Sternes von dreizehn unter sich ungleichen Strahlen haben.

Das wandernde Kreuz ist etwa hundert Schritte von der erwähnten Umfassung errichtet und zwar an einer Stelle, wo der Boden der Heide minder unfruchtbar ist und etwas höheres Gesträuch hervorbringt.

Dieses Kreuz ist etwas höher, als diejenigen Kreuze, welche man sonst gewöhnlich an Wegscheiden findet, und aus einem einzigen Granitblock gehauen.

Die Charaktere der halb erloschenen Inschriften deuten auf eine sehr alte Zeit zurück.

Die sonstigen Sculpturen sind nicht lediglich der christlichen Mythologie entlehnt, sondern erinnern auch an jene kabalistischen Phantasieen, an denen das Mittelalter so viel Geschmack fand. Namentlich erblickt man aber an dem stehenden Theile des Kreuzes gehörnte Ungeheuer und Teufelsköpfe.

Zu dem Kreuze führen drei Stufen von Sandstein, und um diese herum ist der Boden mit Schieferplatten belegt.

Eines Tages, in einer Zeit, von der unsere Chroniken nichts berichten, wurde Tanneguy von Treguern, der tapfere

Ritter, von zwölf Engländern verfolgt und sank entkräftet vom Blutverlust an dem Fuße des Kreuzes nieder.

Das Kreuz stand damals etwas weiter hin, an einer Stelle, wo man noch die vierseitige Spur seiner Basis bemerkt.

Als die Engländer zwischen den Felsblöcken hervorkamen und sich zeigten, ergriff Treguern sein Schwert und versuchte sich zu erheben; aber er vermochte das nicht, denn sein ganzes Blut war aus seinen Adern geflossen und hatte die Stufen des Kreuzes überschwemmt.

Da sagte er:

„Heiliges Kreuz! gib mir mein Blut wieder, damit ich stehend sterben kann, wie es einem Ritter geziemt, oder komm mir zu Hilfe."

Das Kreuz setzte sich in Bewegung, warf den guten Tanneguy von Treguern ziemlich unsanft zur Seite und ging auf die Engländer zu.

Als diese das Wunder erblickten, drängten sie sich in ihrer Angst auf einen engen Fleck zusammen, so daß alle Zwölf nicht mehr Raum einnahmen, als die unterste Stufe des Kreuzes.

Dieses rückte dicht vor sie hin, hob sich dann empor und begrub sie alle Zwölf unter seiner breiten Basis, nachdem es sie vorher auf furchtbare Weise zermalmt hatte.

Durch diese Sage erklärte man den Ursprung des Namens: das wandernde Kreuz.

Allein man erklärt die Benennung auch noch auf andere Weise, und es gibt mindestens ein halbes Hundert Sagen über dieses Thema.

In der weiten Umgegend gibt es keinen Bauer, der nicht mindestens ein Mal in seinem Leben in einer Nacht, in welcher

er trunken vom Ablaß oder vom Jahrmarkte zurückkehrte, das Kreuz hätte wandern gesehen.

Ich weiß nicht, ob das drohende Gewitter den Bock mit der Mitra, die falschen Priester, die wahnsinnigen Nonnen, die Henne, die beiden Hunde und den als Pult dienenden Buckligen geschreckt hatte; allein so viel ist gewiß, daß die größte Einsamkeit und Stille zwischen den Pflanzsteinen herrschte.

Man hörte nur den schwermüthigen Ton des Windes, der sich zwischen den Felsblöcken fing, und wenn irgend eine Bewegung stattfand, so war es die der Schatten der Steinkolosse in Folge des bald erscheinenden, bald wieder verschwindenden Mondes.

Roland war bereits an den Pflanz-Steinen vorüber; Mathurin hätte lieber beide Augen verloren, als daß er nur einen Blick nach dem Altare geworfen hätte, auf welchem und um welchen sein Vater so schreckliche Dinge erschaut hatte.

Allein man muß doch irgend wohin sehen.

Mathurin's Augen fielen auf das Granitkreuz, und bis an das Ende seiner Tage erzählte er seitdem, daß er es ganz deutlich durch das nächtliche Dunkel habe wandern gesehen.

„Hierher," sagte Roland und wandte sich gegen den zitternden Mathurin, „hierher begaben wir uns einst Beide, Filhol von Treguern und ich, um die Stnnde der Mitternacht. Jeder von uns sagte an Eidesstatt: „Wenn ich zuerst sterbe, so werde ich Dir erscheinen und Dir sagen, was unter diesem Steingrabe verborgen ist."

Mathurin's Beine schwankten unter dem Gewicht seines Körpers und es war ihm, als würde sich die Erde vor ihm öffnen, um ihn zu verschlingen.

„Wir saßen damals auf den Stufen des Kreuzes," fuhr Roland fort, „und ich werde mich jetzt wiederum auf diese Stufen setzen."

Er trat auf die Umfassung von Schieferplatten.

Mathurin hatte kein Blut mehr in den Adern.

„Filhol!" rief Roland mit einer Stimme, die nicht aus Furcht, sondern in Folge seiner Aufregung zitterte, „wenn Du todt bist, so erinnere Dich Deines Versprechens!"

Eine deutliche Stimme durchtönte das Schweigen der Nacht, um zu antworten:

„Ich bin todt und ich erinnere mich!"

Mathurin stieß ein lautes Angstgeschrei aus und sank mit dem Gesicht zu Boden.

Er rührte sich nicht mehr.

Roland, der sich auf die Stufen gesetzt hatte, richtete sich gerade empor, athmete mühsam auf und schaute über das Gestrüpp hinweg, von welchem das Kreuz umwuchert war.

Die Gluth des Fiebers bedeckte seine Stirn, aber die Kühnheit des Fiebers war auch in sein Herz eingezogen.

Er sah nichts.

Der Wind berührte das von dem Kreuz gedeckte Gestrüpp nicht, und kein lebendes Wesen zeigte sich auf dem schwarzen Boden der Heide.

„Wo bist Du?" fragte Roland.

„In der Luft, welche Du athmest," antwortete die Stimme.

„Kannst Du Dich mir nicht zeigen?"

Es entstand ein Schweigen und der erste Blitz zerriß die Wolken.

Als die Stimme von Neuem antwortete, schien sie sehr

fern zu sein, und da der Wind eben grausig heulte, so vermochte Roland kaum den Sinn der Worte zu erfassen.

Sie sagte:

„Wenn Du allein bist, und der Mond hinter dem Kirchthurm von Orlan niedergestiegen ist, so werde ich Dir am Heidensteine erscheinen."

---

5. Die Erscheinung.

Roland horchte noch, aber seine Ohren erfaßten keinen Ton weiter.

Nur war es ihm, als gleite in der Ferne eine unbestimmte Form über die Heide, als würde sie von dem Hauche des Windes davon getragen.

Dann trocknete er den Schweiß von seiner Stirn, und preßte die Hand auf sein Herz, welches so heftig schlug, als wollte es seine Brust zersprengen.

Hierauf gewann die Natur die Oberhand; Thränen traten in seine Augen und die fieberhafte Aufregung, welche ihn bisher aufrecht erhalten hatte, wich einem tiefen Schmerz.

Filhol war todt!

Filhol, den er liebte, wie Andere nur ihre Brüder und Schwestern, ihre Mütter und Väter lieben können!

Roland Montfort hatte keine andern Angehörigen in dieser Welt, als eine Schwester, die schon seit langer Zeit verheirathet war; sein nächster Angehöriger war ihm Filhol, sein Herr und sein Freund, gewesen.

Ein Mal war Roland von jenem Gefühl, das in der

Brust eines jeden jungen Mannes schlummert, zu jenen unbekannten Wonnen, zu dem Paradies der ersten Liebe hingerissen. Roland hatte seinem Abgott in seinem Herzen einen Altar errichtet, und da dieses Herz ein feuriges war, so war auch seine erste Liebe ein Götzendienst gewesen.

Sie war so wundersam schön, jene blonde Genovefa, die ihn lächelnd angeschaut hatte in dem Dorfe Orlan, und die er dann noch holdseliger lächelnd in seinen Träumen wieder erschaute!

Sie war so rein, so gut! und der, welchen sie zu ihrem Gemahl wählte, mußte den süßesten Himmel auf Erden haben!

Er befragte sich bisweilen in seinen Bedenken als eifriger Katholik, ob nicht Jesus und Maria eifersüchtig auf die Anbetung werden möchten, deren Gegenstand Genovefa war.

Und dieser Genovefa nun, dieser blonden und schönen Genovefa, seiner ersten, seiner einzigen Liebe, welche die Erstlinge seines Herzens besaß, welche die Hoffnung seines ganzen Lebens war, hatte er ein Lebewohl gesagt, ohne dabei eine Klage laut werden zu lassen, weil Filhol von Treguern sein Nebenbuhler war.

Nicht einen Augenblick hatte er gezögert; nicht einmal der Gedanke war ihm in den Sinn gekommen, daß er etwas Anderes thun könne, als Filhol sieben Jahre der Freiheit zu schenken, während er ihm zugleich das Glück seines ganzen Lebens opferte.

Und nun war Filhol von Treguern gestorben, in seinem zweiundzwanzigsten Jahre gestorben, und hatte Genovefa als Wittwe zurückgelassen.

Roland schluchzte.

Und dennoch blickte ein Lichtstrahl durch seine Thränen, während eine versuchende Stimme endlos seinen Ohren die Worte zurief:

„Wittwe und frei!"

Das Bild Genovefa's schwebte vor seinen Augen vorüber und lächelte so heiter und sanft unter den blonden Locken hervor.

Es grauste ihn vor sich selbst; ein Schwindel ergriff ihn und er wurde von einer Regung so unheimlicher Freude ergriffen, daß er befürchtete, er möchte seinen Verstand verlieren.

„Holla! Mathurin!" rief er, indem er seine vom Regen durchnäßten Haare schüttelte, denn das Gewitter war endlich mit seiner vollen Macht ausgebrochen, und die Wolken gossen Regenströme auf die Heide nieder.

Mathurin lag noch regungslos da, wie ein todter Körper, und war schon zur Hälfte im Schlamme versunken.

Roland richtete ihn mit Gewalt empor, und der arme Teufel öffnete endlich die Augen.

Er hatte keine Erinnerung von dem behalten, was vorgegangen war, und nur wenn er bei dem Scheine der Blitze das bleiche und verstörte Antlitz seines Gefährten sah, so begann er unwillkürlich zu zittern.

„Wo sind wir?" fragte er in stumpfsinnigem Tone.

„Auf dem Wege nach dem Dorfe," antwortete Roland und lachte bitter; „und es ist stets eine Stunde der Freude, wenn man nach seinem Dorfe zurückkehrt!"

„Ja," stammelte Mathurin, indem er sich allenthalben betastete und die Kälte zu empfinden begann, welche eine Folge

seiner durchnäßten Kleidung war; „ja, das ist eine frohe Stunde! — Allein warum sind wir an diesem Orte?"

Roland ließ ihm keine Zeit, um sich zu blicken.

„Reiche mir Deine Flasche," sagte er.

Mathurin gehorchte.

Roland bewegte die Flasche, um den Inhalt derselben zu beurtheilen, und gab sie dann an Mathurin zurück, indem er sagte:

„Du kannst trinken."

Die Flasche hatte einen bedeutenden Umfang und die wiederholten Ansetzungen des Sergenten hatten noch immer drei Viertheile des Inhalts in derselben gelassen.

Mathurin trank, aber so oft er absetzen wollte, gebot ihm Roland:

„Noch mehr! noch mehr!"

So wurde die Flasche bis zur Hälfte geleert.

Roland nahm dieselbe alsdann hin und that nur einen Zug; als er sie aber an Mathurin zurückgab, war sie vollkommen leer.

„Oho!" machte Mathurin, welchen diese letzte Libation, die einer Ohnmacht folgte, berauscht hatte, „Du hast ein prachtvolles Gefälle, mein Bruder Roland!"

Roland schwenkte seinen Stock um seinen Kopf; sein Gehirn glühte.

„Fühlst Du, wie erfrischend der Regen des lieben HerrGott auf eine glühende Stirn einwirkt?" rief er. „Wohlauf und munter vorwärts! — Unser warten daheim, die uns lieben."

„Ja, vorwärts!" wiederholte Mathurin.

„Und singen wollen wir!" sagte dann Roland, „damit man schon von Ferne uns kommen höre und nicht sage, daß sich Soldaten, wie wir, vor einem Donnerwetter fürchten."

Mathurin war nicht im Stande, zu erkennen, welche grausame Wehmuth sich hinter diesem erzwungenen Frohsinn des jungen Sergenten barg. Er war im Zuge, der gute Junge, und aus voller Kehle stimmte er an:

Die Wittwe sucht einen neuen Gemahl
Und sagt zu mir: Ei, komm doch einmal,
　　Juchhei!
Ich bin zwar nicht reich, doch ich lach' mich zu todt,
Und Kuchen schmeckt allemal besser, als Brod!
　　Juchhei!

„Na, Roland!" ermunterte er, „so stimme doch mit ein, mein Freund!"

Und willst Du 'mal trinken, so komme zu mir,
Ich habe Dir Wein und habe auch Bier,
　　Juchhei!
Ja, Wein und auch Bier, und Bier und auch Wein,
Drum schenk' ich die Gläser zum Rande voll ein,
　　Juchhei!

Sie gingen, während der Regen auf sie niederklatschte, den in einen Bach verwandelten Pfad entlang.

Roland verlängerte seine Schritte immer mehr, und sie waren bereits weit von dem wandernden Kreuz und von den Pflanz-Steinen.

Roland hatte seinen Kopf noch immer nicht wieder bedeckt, und seine Haare trauften gleich denen eines Badenden; aber er

sang, als wollte er seine Lunge aus dem Leibe schreien, und kaum wurde Mathurin's Stimme vor der seinigen hörbar.

„Holla, ho!“ rief der Letztere, um zu sehen, ob Jemand auf der Heide seine letzte Strophe wiederholen würde.

Allein es war Niemand im Freien während dieser diabolischen Nacht, und Mathurin fuhr fort:

Es liebet der Knecht und liebet der Pfaff,
Die Aeffinn umarmet gar zärtlich den Aff',
Juchhei!
Und wenn ich Louischen sanft streiche am Kinn,
Dann ist sie — dann ist sie — dann ist sie ganz hin,
Juchhei!

„Das pflegte Filhol zu singen, um die Mädchen im Dorfe während der Spinnabende zu belustigen,“ dachte Roland.

„Wenn Du nicht Alles in einem Zuge ausgetrunken hättest,“ bemerkte Mathurin, „so könnte man noch einen Schluck nehmen und brauchte nicht bei diesem Wetter so trocken über die Heide zu wandern.“

„Und Genovefa wurde dann jedes Mal glühend roth und entfloh,“ dachte Roland weiter. „Ich mußte darauf ein anderes Lied anstimmen, um sie wieder zurückzubringen.“

„So singe doch, singe doch!“ schrie Mathurin. „Du läßt mich wieder ganz allein singen. — Und der Regen wird immer toller, und der Donner mischt sich immer lauter drein! — Hast Du den Schnupfen, mein Freund Roland?“

„Wir wollen singen!“ antwortete dieser.

Und er machte eine neue Anstrengung, um den Grundton seiner erzwungenen Fröhlichkeit höher zu stimmen.

„Wir wollen singen!“

Jedoch nach diesem, da kommt auch noch was!
Ei ja doch! ihr meint wohl, ich sagte euch das?
Juchhei!
Der Hund auf dem Hofe der machte Haubau,
Da schlug ich den Rücken ihm braun und auch blau,
Auweih!

Als sie diese letzte Strophe gesungen hatten, erblickten sie die großen Flügel von Wilhelm Fery's Mühle, welche von dem Sturme mit wahnsinniger Schnelligkeit gedreht wurden.

Die Heide lag hinter ihnen, und Mathurin fühlte neuen Muth, so daß er sogar wagte, allein den Weg nach dem Hause seiner Mutter einzuschlagen.

Roland stieg ganz allein nach der Mühle hinab.

Die hohe und gerade Gestalt der Wittib le Brec richtete sich wie ein Schatten vor dem erleuchteten Fenster empor.

Roland trat in seiner Zerstreutheit bis dicht vor sie, ehe er sie erblickte; dann aber blieb er erbebend stehen, weil die Alte ihn bei seinem Namen anrief.

„Sei gegrüßt, Roland Montfort,“ sagte sie; „Du kommst singend und kommst zu rechter Zeit. — Du warst nicht beim Leichenbegängniß, kannst aber bei der Taufe sein.“

Roland antwortete nicht, sondern blieb wie betäubt stehen. Er fragte sich, warum die alte Frau während dieses Unwetters hier sei und was sie zu dieser nächtlichen Stunde beginne. Er fühlte, daß er ungeachtet seines unerschrocknen Muthes dennoch ein Fleckchen in seinem Herzen habe, welches dem Aberglauben offen sei.

Dieses Zusammentreffen schien ihm von böser Vorbedeutung zu sein.

Der Erste, welchen er bei seiner Rückkehr in sein Vaterland gesehen hatte, war der Seminarist le Brec gewesen, dieser unbekannte Feind.

Die zweite Person, welcher er begegnete, war die Wittib le Brec, deren heftiger und unversöhnlicher Haß gegen das Haus Treguern für Niemand ein Geheimniß war.

Was sprach die von Leichenbegängniß und Taufe?

„Du würdest Deine Zeit verlieren, Roland Montfort," nahm die Wittib le Brec wieder das Wort, „wenn Du Dich bemühen wolltest, in diesem Hause Einlaß zu erlangen. — Es gehen da drinnen Dinge vor, welche Du nicht sehen darfst. — Glaub mir, setze Deinen Weg fort und gehe zu dem, welcher Dich erwartet."

„Der mich erwartet!" wiederholte der junge Sergent.

Die Alte lachte trocken und spöttisch.

„Das Gestrüpp um das wandernde Kreuz hat Ohren," murmelte sie; „wenn die Todten Zeit zu verlieren haben, so schuldet Dir Filhol von Treguern manche Mittheilung."

Roland blickte sie erstaunt an und es mischte sich eine Art Furcht in seine Ueberraschung.

In diesem Augenblick vernahm man ungeachtet des Lärms, welchen die Mühle machte, einen Schmerzenschrei aus dem Innern derselben.

Roland hatte bereits einen Schritt gethan, um zu gehen; als er aber den Schrei hörte, kehrte er zurück.

Jener Schrei hatte ihn durch das Herz geschnitten.

„Was geht denn hier vor," fragte er in entschlossenem Tone, „das ich nicht wissen darf?"

Das Lachen der alten Frau nahm einen noch bittereren Ausdruck an.

„Ich hatte größere Hoffnungen auf dieses Unwetter gesetzt," sagte sie, anstatt zu antworten. „Dort im Westen klärt sich der Himmel schon wieder auf. — Unsre Genovefa wird keines Schirms bedürfen, um nach dem Schlosse zurückzukehren."

„Genovefa!" wiederholte Roland Montfort und blickte jetzt aufmerksam nach dem schwachen Schein, welcher sich hinter den Fensterscheiben der Mühle zeigte. „Was sprechen Sie von Genovefa?"

Die Stimme der Wittib le Brec nahm den Ton grausamen Triumphes an.

„Du weißt doch," entgegnete sie, „daß Wilhelm Fery der Reichste im Dorfe ist. — Auf welche Weise kommt denn all das Geld in seine Mühle? — Hast Du noch nie dergleichen Schmerzenlaute vernommen, wenn Du vor der Thür der Mühle vorübergingst?"

Roland schlug sich vor die Stirn.

„Fanchette, des Müllers Frau, ist Hebamme!" rief er aus.

„Endlich!" rief die Wittib le Brec aus; „Du hast lange Zeit bedurft, um zu errathen."

„Und Genovefa ist da drinnen?" fragte der junge Sergent, dessen Herz freudiger in der Brust schlug. „Dann kann Filhol nicht todt sein — wenn Genovefa ein Kind bekommt."

„Sie bekommt ein Kind!" wiederholte die alte Frau, „aber Filhol ist mausetodt! — Elf Monden sind bereits verflossen, seit ich seine Todtenmesse lesen hörte."

„Du lügst, Weib!“ schrie Roland, der vor Zorn bleich wurde.

Wittib le Brec hatte ihm kaum erst gesagt, daß er nicht in die Mühle treten dürfe, und während sie das sagte, hatte sie sich zugleich vor die Thür derselben gestellt, indem sie ihren langen Stock hob, als wollte sie nöthigenfalls den Eingang mit Gewalt vertheidigen.

Allein in diesem Augenblick schien sie sich eines Andern zu besinnen.

„Du bist nicht die ganze Welt, Roland Montfort,“ sagte sie in hohnvollem Tone, „Du gehörst zu der Familie und kannst wohl erfahren, was Fremden stets ein Geheimniß bleiben muß. — Es befindet sich da, in diesem armseligen Häuschen, außer Genovefa noch ein anderes Weib. — Tritt ein, wenn Du willst, Roland Montfort, ich werde Dich nicht daran hindern. — Tritt ein und Du wirst sehen, wie das Haus Treguern Fanchette's Nächte in Anspruch nimmt.“

Sie trat zur Seite, um den jungen Sergent eintreten zu lassen.

Die letzten, plötzlichen und launenhaften Stöße des Windes ließen eben die Flügel der Mühle erkrachen.

Roland zögerte noch.

Dann that er einige Schritte nach der Thür, aber in dem Augenblick, als er die Klinke der Thür ergreifen wollte, vernahm man deutlich die von einer schwachen und gebrochenen Stimme ausgestoßenen Worte:

„Heilige Jungfrau! heilige Jungfrau! habe Mitleid mit mir!“

Roland blieb stehen, als wäre er vom Blitz getroffen. Die Stimme fuhr fort:

„Herr! mein Gott! nimm mir das Leben und laß mein armes Kind leben!"

„Nun," fragte Wittib le Brec, „was hast Du denn?"

Roland Montfort legte seine Hand auf die Augen.

Dann entfernte er sich gesenkten Hauptes und ohne ein Wort zu erwiedern.

Als er nach dem Wege fragte, welcher nach dem Heidensteine führte, antwortete ihm die alte Frau mit ihrem höhnenden Lachen:

„Du warst nicht bei dem Leichenbegängniß, aber Du wirst bei der Taufe sein!"

„Genovefa! Genovefa!" dachte Roland, während sein Herz blutete.

War er denn nur darum zurückgekommen, um mit einem Male alle seine Hoffnungen, Alles, was seinem Herzen lieb war, zu verlieren? um Filhol's Grab zu finden, und von der ersten Stimme, welche seine Ankunft begrüßte, Genovefa's Entehrung zu vernehmen?

Filhol! der letzte Sproß eines ritterlichen Geschlechts! War es des Unglücks nicht schon genug, daß ihn der Tod betraf, während er noch so jung war?

Bedurfte es auch noch der Schande, um den Stein zu erschweren, welcher das kaum geschlossene Grab deckte?

Während Roland langsam den Weg nach dem Heidensteine hinabging und tief versunken war in seine bittern Gedanken, hatte der Wind die letzten Regenwolken verjagt.

Noch fielen die Regentropfen von den am Wege stehenden

Bäumen, aber an des Himmels dunkelm Azur funkelten die unzählbaren Sterne.

Diese hatten damals jenen Demantglanz, welchen sie jedes Mal nach einem Gewitter annehmen, wenn der Mond sich unter dem Horizont birgt.

Je dunkler die Nacht, desto glänzender ist das Sternengezelt.

Als Roland bei dem Heidensteine anlangte, da breitete der durch das Gewitter verjüngte und gereinigte Himmel seine wundersamste Pracht über den unabsehbaren Gefilden aus; die erquickte Heide hauchte ihre strengen, aber nicht würzlosen Düfte aus, und die Stille wurde nur durch das Rieseln der Fluthrinnen unterbrochen, welche das von den Abhängen sich sammelnde Regenwasser dem Oust zuführten.

Roland erkannte Filhol von Treguern, der zwischen den hohen Ginsterbüschen stand und sich mit dem Ellbogen auf den Heidenstein stützte.

Treguern hatte keineswegs jenes Aussehen, welches man denen beilegt, die aus einer andern Welt wiederkehren.

Allerdings war die Nacht zu dunkel, als daß Roland die Züge seines Angesichts hätte unterscheiden können, allein die Umrisse des Körpers verriethen noch immer jene jugendliche Anmuth, die ihn vordem ausgezeichnet hatte.

Die Locken seiner schönen blonden Haare fielen über seinen nachlässig geneigten Hals, seine Stirn stützte sich auf seine rechte Hand, und seine Linke spielte mit einem Gegenstande, dessen Form Roland nicht zu unterscheiden vermochte.

Die Aufregung des jungen Sergenten vermochte nicht höher zu steigen.

Vielleicht hätte er mit größerer Ruhe den Anblick einer von jenen grausigen Erscheinungen ertragen, welche mehr die Phantasie, als das Herz berühren.

Er hatte sich gedacht — denn man macht sich stets zum voraus eine Vorstellung von dem, was man erwartet — er hatte sich also gedacht, inmitten des tiefen Dunkels eine lange bleiche Gestalt zu sehen, gehüllt in jenes letzte Gewand, welches man dem Todten in seine Gruft mitgibt.

Vielleicht hatte er sogar erwartet, das Klappern der vertrockneten Todtengebeine hinter den Falten des Leichentuches zu vernehmen.

Und da sah er sich plötzlich vor Filhol selbst, der in seinen Jagdanzug gekleidet und nicht um ein Haar von demjenigen Filhol unterschieden war, welchen er bei seiner Abreise verlassen hatte!

Das, was das nächtliche Dunkel verbarg, konnte vielleicht grausig sein, allein das, was das nächtliche Dunkel sehen ließ, zeugte von Jugend und von Anmuth.

Und zwar in einem solchen Grade, daß jeder Gedanke an den Tod aus Roland's Geiste schwand; das Bewußtsein der verflossenen Zeit entschwand gleichfalls.

Er fragte sich, ob er nicht einen grausamen Traum geträumt habe, und ob es nicht erst am gestrigen Tage gewesen sei, als er seinen Bruder Filhol zum letzten Male umarmte.

Er empfand die Freude des Erwachenden, dem es gelungen ist, den drückenden Alp von sich abzuwälzen.

Von seiner Aufregung hingerissen, sprang er in das Ginstergebüsch, um seine Ungeduld zu befriedigen und Treguern an sein Herz zu drücken.

„Bleib da!" gebot die Erscheinung und reckte ihm zu gleicher Zeit die Hand entgegen.

Roland blieb stehen.

Treguern nahm die Haltung eines Befehlenden an, und Roland erschauderte bis auf das Mark seiner Knochen, denn sein allmählich an das Dunkel gewöhnter Blick unterschied unter den blonden Haupthaaren seines Bruders ein verworrenes und unheimliches Etwas, das keine Aehnlichkeit mehr mit einem menschlichen Gesichte hatte.

Die quälende Wirklichkeit peinigte ihn von Neuem.

„Duldest Du, Filhol, mein Bruder?" fragte er mit Thränen in den Augen.

„Ja," antwortete Treguern, „ich dulde."

„Ich komme arm zurück, wie ich gegangen bin," sagte der junge Sergent, „und habe nur noch einen Arm. — Aber dieser eine Arm vermag noch zu arbeiten, und ich werde Messen für Dich lesen lassen. Filhol, mein armer Filhol!"

Die Erscheinung legte die Stirn auf die Hand, und Roland erhielt keine Antwort.

„Hast Du mir etwas zu befehlen?" fragte er nach einem kurzen Schweigen. „Todt oder lebendig bleibt Treguern mein Herr, und ich werde ihm gehorchen!"

Die Erscheinung machte eine zweideutige Bewegung mit dem Kopfe, und der junge Sergent glaubte zu hören, wie sie leise sagte:

„Vielleicht!"

Es entstand ein zweites Schweigen.

Dann sagte das Gespenst mit einer langsamen und wehmüthigen Stimme:

„Du wirst Dich erinnern, Roland, wie wir vor Deiner Abreise Beide in die Kirche von Orlan gingen und uns vor dem großen Grabe meines Ahnherrn Tanneguy auf die Kniee warfen, vor jenem Grabe, welches so laut und deutlich von der Macht meiner Altvordern spricht. Wir beteten. Dann gingen wir von Grab zu Grab, und überall, wo wir den Namen Treguern lasen, da knieeten wir ebenfalls nieder und beteten."

„Ich erinnere mich daran," sagte Roland.

Filhol fuhr fort:

„Mein Herz blutete über den Verfall meines Geschlechts, und ich sagte zu Dir, indem wir von Grabe zu Grabe gingen und sahen, wie jedes folgende ärmlicher aussah, als das vorhergehende: „Es ist das gleichsam eine Treppe, deren erste Stufe von Marmor ist und die Säulen eines Porticus trägt, während die letzte, abgetreten von den Füßen der über sie Gegangenen, unter dem Schmutz verschwindet." Ich sagte das, indem ich das Grab meines Vaters betrachtete, auf welchem wir nur ein armseliges hölzernes Kreuz zu errichten vermochten — Erinnerst Du Dich, Roland?"

„Ich erinnere mich," entgegnete abermals der junge Sergent.

„Nun," nahm die Erscheinung wieder das Wort, indem ihr Haupt auf die Brust sank, „unter dieser letzten schmutzigen und verstümmelten Stufe befindet sich jetzt noch eine. — Nach meines Vaters armseligem Grabe folgt ein noch armseligeres Grab, und das ist das meinige!"

„Bei dem ewigen Heile meiner Seele," rief Roland schluchzend aus, „und sollte ich an den Wegen betteln, so sollst Du eine Marmortafel erhalten, wie es Deiner Herkunft geziemt,

eine Marmortafel mit Deinem Namen, Deinen Titeln und Deinem Wappen!"

Filhol schüttelte den Kopf.

Roland glaubte ein Lächeln unter den blonden Locken, welche über das Gesicht hinabfielen, zu errathen.

Als Filhol von Neuem das Wort nahm, hatte sich seine Stimme umgewandelt.

Er sagte in einem kurzen und gebieterischen Tone:

„Es bedarf nicht eines Grabes für den todten Treguern, sondern eines Palastes für den lebenden Treguern!"

„Lebend! — Treguern?" wiederholte Roland, der schon wieder zu hoffen begann.

„Die Zeit vergeht!" unterbrach ihn das Gespenst, „und die Minuten sind mir zugezählt. — Ich werde Dich fragen; antworte mir: Wen hast Du heute Nacht auf dem Wege von Redon gesehen?"

„Drei Männer zu Pferde," antwortete Roland.

„Und die waren?"

„Dein neuer Freund, Filhol, der Abbé Gabriel —"

„Weiter!" befahl die Erscheinung, „der konnte nicht fehlen, sondern mußte wohl kommen."

„Dein Oheim, der Commenthur Malo —"

„Weiter! — Er ist, wie man sagt, ein Vogel, der sein Nest nur beim Sturme verläßt. — Und der Dritte?"

„Ein Fremder?"

„Ein Engländer?"

„Ich glaube."

Ein tiefer Seufzer hob Treguerns Brust. Deutete derselbe

auf Schmerz oder Freude? Roland vermochte das nicht zu erkennen.

Das Gespenst fuhr fort:

„Du bist vor Wilhelms Mühle vorbei gekommen. Hast Du etwas gesehen?"

„Ich sah ein erleuchtetes Fenster und die Wittib le Brec vor demselben."

Die Erscheinung erbebte bei der Nennung dieses Namens.

„Der Tag wird kommen," sagte sie, „an welchem Jedem nach seinen Werken vergolten werden wird. — Ein Weib, das den Namen Treguern führt, hat heute Nacht einer Frucht der Schande das Leben gegeben. — Verflucht sei ihr Verführer!"

„Sag ein Wort," rief Roland aus, „und der, welcher Genovefa geschändet —"

„Ich spreche nicht von Genovefa," antwortete das Gespenst in ruhigem Tone, „sondern ich spreche von meiner Schwester Marianne."

Da erinnerte sich Roland der zweideutigen Worte, welche die Wittib gesagt hatte:

„Es ist noch eine Andere in Wilhelms Mühle."

Aber konnte denn Filhol unbekannt mit dem sein, was seine eigene Wittwe betraf?

Wissen denn die Todten nicht Alles?

Filhol wußte Alles.

„Jenes armselige Grab, welches neben demjenigen meines Vaters sich befindet," sagte er, „mein eignes Grab, ist vor fast einem Jahre aufgeworfen, wie man Dir gesagt hat. Und dennoch ist Genovefa, meine Frau, heute Nacht von einem Sohne genesen, wie man Dir ebenfalls gesagt hat. — Unterbrich mich

nicht; die Zeit drängt! — Das Knäblein ist ein Treguern, und in ihm soll mein Geschlecht wieder aufblühen. — Du sollst sein Pathe werden und es morgen zur Taufe tragen, ungeachtet des Geschreies, welches die Leute im Dorfe erheben werden. — Du wirst es Tanneguy nennen, wie mein Vater geheißen hat, wie sich alle unsere großen Ahnen genannt haben. — Nach der Taufe wird das Kind Deiner nicht weiter bedürfen Es wird Jemand über ihm und seiner Mutter wachen. — Und nun leb wohl, mein Bruder Roland!"

Der Name Genovefa drängte sich auf die Lippen des jungen Sergenten, und dieser hätte vielleicht noch eine Frage gethan, hätte sich nicht ein schwaches Geräusch hinter ihm vernehmen lassen.

Er wandte sich schnell um.

Die hohe und gerade Gestalt der Wittib le Brec zeigte sich mitten auf dem Wege.

„Hatte ich es Dir nicht gesagt, Roland Montfort?" fragte sie spöttelnd. „Du warst nicht bei dem Leichenbegängniß, aber Du wirst bei der Taufe sein!"

Roland blickte wieder nach dem Heidensteine, aber Filhol's Geist war nicht mehr da.

Er hörte nur noch, ganz dicht neben sich, ein leises Flüstern aus dem Gestrüpp, welches die Worte wiederholte:

„Leb wohl, mein Bruder!"

Dann gelangten noch, aber ganz undeutlich, die Worte zu seinen Ohren:

„Nähere Dich heute Nacht dem Schlosse Treguern nicht!"

---

6. Die gute Marion.

„So ein liebes Wetter thut unserm Buchweizen auch nicht gut," sagte Vater Michelan ernst und schaute nach dem Fenster.

„Mit jedem Jahre wird es schlechter," versetzte Vincent Fery, der Bruder des Müllers Wilhelm Fery; „mit jedem Jahre wird es schwieriger, dem Boden etwas abzugewinnen. — Mein Vater hat noch die Zeiten gesehen, wo der Roggen ganz von selbst und ohne Dünger drei und eine halbe Elle hoch wuchs. — Das ist gewiß wahr!"

„Und mein Großvater," fügte der Junggesell Mathelin hinzu, „der ein Hirt war, wie es keine mehr gibt, erzählte, daß in seiner Kindheit die Aepfel so groß wie die Kegelkugeln und röther als Toinette Marechal's Backen gewesen wären."

Dieser Lobspruch trug nicht dazu bei, der kleinen Toinette Backen bleicher zu machen, und das mußten wohl schöne Aepfel sein, die an Färbung mit dem leuchtenden Klatschrosenroth ihres Gesichts wetteifern wollten.

Die Mädchen und Burschen saßen sämmtlich bei der guten Frau Marion Lecuyer im Treguernschen Pachthofe um den Tisch.

Allein der Hof wurde nur noch in Folge des Herkommens Treguernscher Pachthof genannt, denn obgleich er dicht an das Schloß grenzte, so befand er sich doch schon längst in andern Händen.

Die Wohnstube der Meierei war groß; drei Stufen führten aus derselben nach dem Stalle, in welchem zwei schöne Kühe auf ihrer Streu wiederkäueten, und neben dem Kuhstall war der Koben, in welchem die Thiere, von denen die Kinder Mosis nicht essen, grunzten und murks'ten.

Auf dem Tische stand Wurst, die aus Blut und Buchweizengrütze bereitet war, ein Gericht, welches man in unsern zurückgebliebenen Großstädten noch nicht kennen gelernt hat; und rund herum sah man die braunen Krüge mit perlendem Cider gefüllt.

Marion Lecuyer war eine Frau, die etwas einzubrocken hatte, wie man in dem Dorfe Orlan sagte; sie vermochte es wohl, ihren Nachbarn und Freunden, welche zu ihr spinnen gekommen waren, dergleichen Leckerbissen vorzusetzen.

Die breiten und tiefen Krüge wurden fleißig gefüllt, denn die Grützwurst läßt sich schwer verdauen, wenn sie nicht gut angefeuchtet wird.

Während man von dem Gewitter sprach, das zum zweiten Male seinen Platzregen niedergoß, warfen der alte Michelan, Vincent Fery, der Korbflechter Pelo, der kleine Mathelin und die Uebrigen von Zeit neugierige Blicke nach dem Herde.

Hier saß nämlich, unter dem weiten Mantel des Schlotes, eine Person, welche wir bisher noch nicht erwähnt haben.

Es war ein Soldat.

Seine von Wasser durchweichte Uniform dampfte; er wandte

der Gesellschaft den Rücken und stützte den Kopf auf seine Hand.

Die Stube ward nur von einer Harzkerze erleuchtet, die in einem gespaltenen, von der Decke herabhängenden Stabe steckte; das Feuer des Herdes verlosch allmählich und trug bereits zur Erleuchtung nichts mehr bei. Von dem Gesichte des Fremden sah man gar nichts, und die guten Leute, welche zu Marion Lecuyer „spinnen" gekommen waren, bemühten sich vergebens, seine Züge zu unterscheiden.

Er war vor einer Viertelstunde etwa eingetreten und hatte, ohne ein Wort zu sagen, auf einem leeren Schemel neben dem Herde Platz genommen.

Wenn auch die bretonische Gastlichkeit allenfalls einen solchen Eintritt erlaubt, so verlangt doch die Höflichkeit, daß man bei seiner Ankunft hübsch sagt:

„Guten Abend zusammen!" — „Guten Morgen mit einander!"
oder was sonst die Tageszeit mit sich bringt.

Dieser Soldat, dieser Blaue, wie ihn schon die Gäste der guten Frau Marion nannten, hatte sich auch der kürzesten Begrüßungsformel überhoben.

Seit er über die Schwelle getreten war, hatte er seinen Kopf auf die linke Hand gestützt und sich stets nur seinen Gedanken überlassen, wobei er von Zeit zu Zeit tiefe Seufzer ausstieß.

In dem Augenblick seines Eintrittes waren die Zungen um die Grützwurst herum in der regsamsten Thätigkeit.

Man plauderte über einen Gegenstand, der im höchsten Grade anziehend und dabei ungemein geheimnißvoll war.

Das Gespräch drehete sich nämlich um die Waisen und um die junge Wittwe, welche das Schloß Treguern bewohnten und Gott mochte wissen, wovon? lebten.

Man erzählte sich von dem sonderbaren Verfall des großen Geschlechts der Treguern, vor welchem die ganze Gegend noch eine instinctmäßige Hochachtung hatte.

Es handelte sich um die tausend Gerüchte, welche über Filhol's vorzeitigen Tod im Umlauf waren, um die Halbschwester Marianne und um Genovefa, deren Betragen unerklärlich war.

Genovefa, ein Engel an Sanftheit und Schönheit, Genovefa, die man vor dem Tode ihres Gemahls als eine Heilige betrachtet hatte, und die jetzt —

Da war der Blaue eingetreten, und Alle hatten geschwiegen.

Die Bretagne war in Frieden, aber die Erinnerung an die Kriege der Chouans war noch in zu frischem Andenken, als daß nicht in den Herzen ein instinctmäßiges Mißtrauen gegen Jeden hätte zurückbleiben sollen, der die französische Uniform trug.

Nur weil der Soldat zugegen war, sprach man vom Regen und von der Witterung überhaupt.

„Was das betrifft," setzte der alte Michelan die Unterhaltung fort, indem er den Deckel von dem Ochsenhorne nahm, welches ihm als Tabacksdose diente, „so habe ich schon manche Aepfelsorten in meiner Kelter gehabt, muß aber gestehen, daß die dicksten Aepfel nicht immer den besten Cider geben."

Vicent Fery setzte im Lehrtone hinzu:

„Sie müssen mittelgroß sein — nicht zu dick und nicht zu klein — auch nicht zu sauer und nicht zu süß. — Was aber den Cider der Nachbarin Marion betrifft, so ist er gerade, wie er sein muß."

„Ach, das ist wahr!“ bekräftigte der Chor, während alle durstigen Lippen eine nähere Berührung mit den Rändern der Krüge versuchten.

Von Allen, die mit Neugierde nach den schwarzen und krausen Haaren des Soldaten schauten, war Niemand andauernder in diesem Beweise der Aufmerksamkeit, als Marion Lecuyer selbst.

Ein Mal hatte sie bereits, um ihre Pflicht als Wirthin zu erfüllen, den Soldat gefragt, ob er eine Schnitte frischer Grützwurst genießen wolle.

Aber der Soldat hatte mit einem Nein geantwortet, ohne sich umzusehen.

Als die gute Frau Marion den Klang seiner Stimme vernahm, hätte sie auf der Stelle ein gutes Funfzehn-Sousstück darum gegeben, um dem Fremden einmal in das Gesicht schauen zu können.

„Mann!“ sagte sie und wandte sich noch ein zweites Mal an denselben, „wenn Sie während des ersten Gewitterschauers durch die Heide gegangen sind, so werden Sie einer Herzstärkung wohl bedürfen. Stehen Sie auf, und setzen Sie sich an den Tisch.“

Der Soldat rührte sich nicht von seinem Platze.

Die Spinnegäste wechselten sehr bedeutungsvolle Blicke mit einander.

„Er schläft,“ sagte die kleine Toinette.

Marion Lecuyer war eine Frau von ziemlich dreißig Jahren.

In ihrem ehrlichen und sanften Gesicht lag jener Ausdruck würdevollen Wohlwollens oder wohlwollender Würde, in welchem die Schönheit der bretonischen Hausfrauen besteht.

Aber dort zu Lande müssen die Frauen hart arbeiten, wie uns das Vater Michelan ausführlicher erklärt haben würde, und die Arbeit bewirkt ein zeitiges Altern.

Marion Lecuyer war schon zeitig Wittwe geworden und daher auch keine junge Frau mehr; sie stand in dem Ansehen einer tüchtigen Wirthin, das heißt: man bewilligte ihr gleichsam das Patent der Männlichkeit, wie man es überhaupt solchen Herrinnen größerer Ackerhöfe bewilligen muß, welche allein bleiben und selbst den Befehl über die Knechte und Arbeiter übernehmen, von denen die Arbeiten auf dem Felde, auf dem Hofe und in der Kelter besorgt werden.

Aber so tüchtig und muthig die gute Marion auch war, so warf sie dennoch einen schüchternen Blick nach dem Unbekannten und wurde nachdenkend.

Michelan hatte ein kleines Häufchen von dem Pulver, welches die Bretonen einzuschmuggeln wissen, auf seine Hand genommen, schüttelte dann langsam den Kopf und sog den braunen Staub mit einem solchen Wohlbehagen ein, daß ihm Thränen in die Augen traten.

„Zu den Zeiten, als ich noch in dem Walde wildschützte," sagte er leise, „habe ich mehr als einen Hahn gesehen, der sich während des Schusses nicht rührte und mir dann zwischen den Beinen hindurchsprang, wenn ich meine Flinte wieder auf die Schulter genommen hatte."

„Ihr meint, daß er sich verstellt," wagten einige schüchterne Stimmen zu fragen.

Michelan steckte das Horn wieder in die Tasche und nahm den Krug zur Hand, indem er mit lauter und verständlicher Stimme sagte:

„Na, Kinder, dabei bleibe ich, daß dieses liebe Wetter unserm Buchweizen nicht gut thut.“

Während Jeder die Klugheit des Greises bewunderte, ergriff Frau Marion Lecuyer die Harzkerze und erhob sich.

Sie trat bis an den Herd und begann ihren Gast aus größerer Nähe zu prüfen.

Das war keine leichte Sache, denn die Hand des Soldaten bedeckte dessen ganzes Gesicht von der Stirn bis zum Munde.

Marion kehrte zurück und sagte mit einem Seufzer:

„Es ist der nicht, welchen ich meinte; dieser hat nur einen Arm.“

„Er hat nur einen Arm?“ wiederholten die erstaunten Gäste.

„Und Ihr könnt ohne Furcht plaudern,“ fuhr die gute Frau fort, „denn er schläft, wie ein Ratz.“

„Nun!“ nahm der Hirt Mathelin das Wort, „ich sagte also, daß die Wittib le Brec, zu der mich Gott um meiner Sünden willen gebracht hat, ihren weißen Stock gleich beim Beginn der Abendröthe genommen hat, um über die Heide zu trollen. — Sicherlich feiern heute die Hexen einen Sabbath, und in der vergangenen Nacht habe ich auch bis zum Morgen in dem Thränenthurme sprechen gehört.“

„Das war vielleicht der Commenthur Malo, der seine Litaneien sang?“ sagte Vincent Fery.

„Wenn der Commenthur Malo in dem Thurme ist,“ entgegnete der kleine Mathelin, „so erblickt man den Schein seiner Lampe durch die Scharten des ersten Stocks. Ich weiß stets genau, wenn er zu Hause ist, denn ich habe die Löcher mit frischer Erde verstopft, die er erst wieder hinwegräumen muß. —

Es ist nun fast ein Monat vergangen, seit der Commenthur nicht in den Thurm gekommen ist."

„Heute Nacht wird er jedoch kommen," versetzte Pelo. „Als ich durch die Kastanien-Allee ging, hörte ich sein drusiges Pferd, welches in dem Dickicht scharrte und hustete."

„Er sucht den zerbrochenen Stein," sagte Marion Lecuyer mit großem Ernst.

„Glauben Sie denn wirklich daran?" fragte Vincent Fery, der bisweilen eine Hinneigung zur Zweifelsucht verrieth.

„Ob ich an die Prophezeiung des Hauses Treguern glaube?" rief die Bauerfrau aus, deren sonst so ruhige Züge sich seltsam belebten; „und warum sollte ich nicht an dieselbe glauben, da mein Vater und mein Großvater schon vor mir geglaubt haben? — Alle Christen, welche Sonntags in die Messe gehen, haben sehen können, daß an dem Grabmale des Tanneguy eine Ecke fehlt. - Und diese Ecke fehlt schon seit hunderten von Jahren — und seit sie fehlt, kommt Treguern immer wieder und immer wieder auf die Oberwelt zurück, wie die Prophezeiung vorher verkündet hatte. — Und wenn Treguern Alles wieder erlangen soll, was er verloren hat, so muß vorher die Steinecke wieder gefunden werden, welche an dem Grabmale des Tanneguy fehlt."

„Da man schon so lange gesucht hat —" wollte Vincent beginnen.

Aber die Frauen bekreuzten sich schon in's Geheim, und der alte Michelan sagte:

„Das Haus Treguern ist ein ganz besonderes. — Es ruht auf dieser Familie ein Segen und auch ein Fluch. — Die, welche noch jung sind, werden vielleicht Vieles zu sehen bekommen!"

„Nicht so viel, wie die gesehen haben, welche schon alt sind."

versetzte Marion Lecuyer und kreuzte ihre Arme vor sich auf dem Tische. „Man lebt lange, ehe man stirbt, Vincent Fery, und doch vergißt der Tod Niemand; ehe man findet, kann man lange suchen. Als meine Mutter ein junges Mädchen war, da gehörte das Haus, in welchem wir sind, noch dem Grafen Tanneguy, — und Ihr wißt wohl, daß er ein guter Herr war! — Die le Brec von Kervoz begannen damals emporzukommen: in dem Maße, wie die le Brec stiegen, so sanken die Treguern. Meine Mutter erzählte, daß die drei jungen Brüder des Grafen einst mit den fünf Brüdern le Brec auf der Weide von Margarie zusammentrafen. Da entstand ein Kampf, denn die beiden Familien haßten sich instinctmäßig, wie brave Hofhunde die Wölfe, Mörder und Räuber verabscheuen. Vier von den fünf le Brec blieben auf dem Kampfplatze: ein Treguern nimmt stets zwei andere Männer auf sich. — Franzisca le Brec, welche man jetzt die Wittib nennt, tauchte damals den Zipfel ihres Trauerschleiers in das Blut ihrer Brüder. — Als der Bischof von Vannes in das Land kam, um die Familien le Brec und Treguern zu versöhnen, welche sich drei Mal auf den Stufen des Altars umarmten, und als die älteste Tochter des Herrn von Kervoz den Grafen Tanneguy geheirathet hatte, gelobte sich Franzisca le Brec, nie einen Fuß in das Schloß zu setzen. — Man erzählt sich, daß sie damals nach den Pflanz-Steinen gegangen sei, und daß der falsche Priester, welcher bei dem wandernden Kreuze die Messe liest, sie in der schwarzen Kunst unterrichtet habe. — Die drei jüngern Brüder des Grafen Treguern, welche auf dem Anger von Margarie die Degen gezogen hatten, starben in dem Jahre nach der Verheirathung ihres Bruders — und Marianne, die Halbschwester Filhols, erblickte das Licht

der Welt an demselben Tage, an welchem der Letzte der Drei starb."

Mit gespannter Aufmerksamkeit hörten Alle zu, welche den Tisch umsaßen, und die Krüge blieben voll.

Man sah, wie die jungen Mädchen und die jungen Burschen ihre Augen weit öffneten und die Köpfe vorneigten: die Geschichte der Familie Treguern war Allen, welche bei Marion Lecuyer spinnen kamen, mehr oder weniger bekannt; aber dennoch wurde sie von dem jungen Volke immer wieder gern gehört, denn sie war für dasselbe die wundervollste von allen Sagen des Landes.

Wenn man auch wußte, so wollte man doch immer noch mehr erfahren, so wußte man doch immer noch nicht Alles.

Jene Familien-Geschichte war gleichsam ein unerschöpflicher Schacht, aus welchem stets neue Geheimnisse gefördert wurden

„Die drei jungen Treguern erschienen ein ganzes Jahr lang bei dem Heidensteine," sagte Michelan mit leiser Stimme, während sich Allen, die um den Tisch saßen, die Haare sträubten „Marions Mutter hat noch nicht Alles erzählt. — Am Ende des Jahres schlief Helene le Brec, Gräfin von Treguern, eines Abends ganz gesund ein und erwachte am folgenden Morgen nicht wieder. Man hatte die ganze Nacht hindurch gehört, wie die drei Brüder sie bei ihrem Namen riefen."

„Damals," nahm Marion Lecuyer wieder das Wort, „trat Franzisca le Brec, die Wittib, zum ersten Male in das Schloß. Sie begann die kleine Marianne, die Tochter ihrer verstorbenen Schwester, zu lieben, und hätte vielleicht ihren Haß gegen den Grafen Tanneguy, der damals noch sehr jung war, vergessen, hätte derselbe nicht eine andere Frau genommen."

„Die gute Gräfin!" riefen Mehre von den Versammelten einstimmig aus, „die Mutter Filhols und des kleinen Fräuleins Laurence."

„Franzisca le Brec verließ von Neuem das Schloß," fuhr die Brauerfrau fort. „Sie war damals schon die Wittwe ihres Vetters le Brec, der ihr als Witthum den Großen-Hof, den Thränenthurm und die Mühle, in welcher Wilhelm Fery wohnt, hinterließ — Sie hatte bis dahin in dem Dorfe Feuillans, im Lande Saint-Brieuc, gewohnt, und man sprach von einem Kinde, welches dort angekommen sei, ohne daß Jemand den Vater desselben kenne."

Um den Tisch herum sprachen einige Stimmen ganz leise den Namen des Seminaristen Gabriel aus.

Die Hausfrau that, als ob sie nichts gehört hätte.

„Als Marianne von Treguern so alt geworden war, daß sie gehen konnte, hätte man meinen sollen, daß sie von ihren kleinen Beinen ganz instinctmäßig nach dem Schlosse le Brec getragen werde. — Sie hatte keinen Sinn und kein Herz, wie eine Treguern! — Sie gleicht den le Brec von Kervoz in körperlicher und geistiger Beziehung!"

„Das ist nur zu wahr!" sagte Vincent Fery; „allein sie hat nicht die Vorsicht besessen, sich nach Saint-Brieuc zu begeben, um dort ihre Schande zu verbergen!"

Die jungen Mädchen schlugen ihre Augen nieder, und selbst die jungen Burschen errötheten, denn in jenem kleinen unbekannten Winkel der Bretagne gehört die Scham noch beiden Geschlechtern an.

Bei der schonungslosen Anklage, welche der Schwager der Hebamme Fanchette gegen ein junges Mädchen, das den Namen

Treguern führte, erhoben hatte, war der Fremde, welcher unter dem Mantel des Kamines saß, unmerklich erbebt.

Allein diese Bewegung blieb unbemerkt, weil die allgemeine Aufmerksamkeit zu sehr von dem Gegenstande der Unterhaltung gefesselt ward.

„Was das Schloß Treguern betrifft," nahm der kleine Mathelin wieder das Wort, „so kann ich nichts von demselben sagen, weil ich nicht dort wohne; aber desto mehr weiß ich von dem Schlosse le Brec. — Wenn Marianne im verwichenen Herbst kam, um ihre Tante zu besuchen, so konnte man auch stets überzeugt sein, daß Herr Gabriel athemlos auf dem Wege von dem Pfarrhause daher kommen werde. — Filhol lag kaum einen Monat unter der Erde, als man sich auch bereits in dem Saale des Schlosses le Brec belustigte, wie es nur sein mußte. — Die Wittib schloß die Thüren; aber wenn so recht herzlich gelacht wird, so hört man es auch durch die verschlossenen Thüren. — Und wenn man dann recht lange gelacht hatte, und es recht spät war, dann war es stets Herr Gabriel, welcher Marianne nach dem Schlosse Treguern zurückgeleitete."

Der kleine Mathelin rechnete auch darauf, daß er heute Abend Toinette Marechal zu ihrem Vater zurückgeleiten werde, aber in allen Züchten und Ehren.

„Ist es wahr, Frau Marion," fragte er dann; „denn Sie wissen ja Alles, — ist es wahr, daß von dem Schlosse le Brec unterirdische Gänge nach dem Schlosse Treguern, und zwar unter dem Heidensteine hinweg, führen?"

„Das hat mir meine Mutter sehr oft gesagt," antwortete die Hausfrau.

„Ich konnte vorhin nicht zu Ende sprechen, als ich von dem

Lärm sprach, welchen man in dem Thränenthurme hört. — Der Commenthur Malo liest wenigstens seine Messen ganz leise und treibt nicht zu viel Unfug, wenn er den Stein sucht. — Aber unter dem Loche, welches er zu seiner Wohnung gewählt hat, ist das Gewölbe des Thurmes, welches nach außen keinen Ausgang zu haben scheint. Ich habe wohl zwanzig Mal, wenn der helle Sonnenschein mir Muth verlieh, die Thür zu finden gesucht, welche zu diesem Loche führt; allein ich versichere Euch, es ist keine Thür vorhanden. — Als ich jedoch weiter unten im Gestrüpp suchte, fand ich eine Art von Spalte, durch welche kaum ein Hase hätte schlüpfen mögen. — Ich legte meine beiden Hände von beiden Seiten an die Augen und schaute hinein."

„Und was hast Du gesehen, Mathelin?" fragten fast alle Anwesenden.

„Was ich gesehen habe?" wiederholte das Kind. „Ich weiß es selbst nicht, — es ist schwarz drinnen, wie in der Hölle, und ich fühlte eine feuchte Kälte, die mir in das Gesicht strömte. Indeß bemerkte ich ganz undeutlich einen Gegenstand: es schien ein der Länge nach ausgestreckter Mensch zu sein. Auch kam es mir vor, als vernähme ich das Schnarchen eines Schlafenden."

„Ist das möglich!" rief Vater Michelan aus und nahm zu seinem Ochsenhorn die Zuflucht.

Die jungen Mädchen hielten den Athem zurück, denn sie waren erschreckt und doch auch zu gleicher Zeit ergötzt; die Männer wechselten erstaunte Blicke mit einander.

Die allgemeine Neugierde war auf das Lebhafteste erweckt.

Ein Mensch konnte unter den Trümmern jenes Bauwerks schlafen, welches man den Thränenthurm nannte

„Weiter!“ forderte die Hausfrau auf, die nicht minder wißbegierig war, als die Uebrigen.

„Nun!“ versetzte der Hirt Mathelin, „Jener, wer er auch sein mag, Mensch oder Teufel, hat noch Gefährten, wenn es Nacht geworden ist; denn von meinem Kämmerchen aus, welches an die Mauer des Thränenthurmes stößt, höre ich verworrene Stimmen, die gleichsam unter meinem Bette hervorzukommen scheinen.“

„Der Mathelin muß doch ein muthiger Bursche sein,“ dachte Toinette Marechal, „daß er noch nicht vor Furcht gestorben ist!“

„Und Du hast die Sache der Wittib le Brec noch nicht erzählt?“ fragte die gute Frau Marion Lecuyer.

„Allerdings! mehr, als zehn Mal!“

„Was antwortete sie denn?“

„Daß ich ein Hasenherz sei, — daß ich mit offenen Augen träume, — und daß sie mich fortjagen würde, wenn ich noch ein Mal etwas hörte!“

„Seht Ihr wohl!“ sagte man um den Tisch herum.

Niemand dachte mehr an den armen Soldat, welcher in in seiner Ecke neben dem Herde schlief.

„Da nahm ich mir denn vor, ein Mal recht muthig zu sein,“ fuhr der kleine Mathelin fort. „Ich will mich nicht damit großthun, aber habe meinen Vorsatz wirklich ausgeführt.“

Es entstand eine allgemeine Bewegung auf den Bänken, welche den Tisch umstanden.

Man fragte nicht mehr, aber die weit hervortretenden Augen und die weit von einander entfernten Lippen der Gäste waren beredter, als jede Frage.

Der kleine Mathelin fühlte, daß er eine wichtige Person geworden sei und richtete einen triumphirenden Blick auf Toinette Marechal, die wahrlich! die Farbe veränderte, als sie ihn so ruhmbedeckt sah.

„Also gut!" fuhr er fort und schob seine wollene Mütze auf das eine Ohr; „ich hatte meinen Plan! Wenn Leute so lange mit einander sprechen, so müssen sie wohl ein Licht anzünden, dachte ich, und folgerte demnach, daß das Gewölbe bei Nacht minder finster sei, als bei Tage. — Gestern Nacht, gegen elf Uhr, hörte ich, daß die Unterhaltung unter meiner Kammer begann; ich erhob mich ganz leise, zog meine Buxen an, meine Jacke — kurz, bekleidete mich von oben bis unten, nur daß ich die Holzschuhe hinwegließ, um die Wittib nicht zu erwecken. — Ich zitterte am ganzen Körper, allein ich hatte mir ein Wenig Branntwein in einer Tassenschale aufgehoben, um nöthigenfalls meinen Muth zu erwärmen; ich trank denselben — öffnete dann mein Fenster und schlüpfte hinaus."

Jetzt hätte man ein Mäuschen in der Wohnstube der Meierei laufen hören können.

Mathelin, der jetzt seines Erfolges gewiß war, fuhr fort:

„Noch nie hatte ich den Thränenthurm so grausig vor dem Monde sich erheben gesehen, welcher bereits hinter den Bäumen des Friedhofs niedersank.

„Er war schwarz, und seine Spalten schienen drohender geworden; das Epheu, welches von demselben niederhängt, glich einem zerfetzten Trauerschleier.

„Die Käuzchen haben ein feines Gehör; ich hatte sie erweckt; sie kreis'ten klagend um ihre Nester.

„In dem Loche des Commenthur Malo, im ersten Stock,

war kein Licht. Aber da, wo ich die Kluft dicht an der Erde gesehen hatte, zwischen dem Gebüsch, erschien ein schwacher Lichtschimmer.

„Ich empfahl meine Seele dem lieben Gott, denn ich fühlte, daß ich mein Leben wagte, und schlüpfte zum zweiten Male zwischen den Dornen hindurch bis an die Mündung der Spalte."

Hier unterbrach sich der kleine Mathelin, um einen Schluck aus dem Kruge zu nehmen.

Toinette Marechal war aufgeregt und fühlte sich ungewöhnlich stolz.

Jeder erfand sich, je nach seiner besondern Phantasie-Richtung, einen besondern Ausgang der von dem Hirten unterbrochenen Erzählung und sah bereits wunderliche Dinge bei dem bleichen Schein, welcher aus der Erdspalte hervorging.

Es gibt eine Menge Spinnstuben-Mährchen, welche auf ähnliche Weise beginnen, aber Gott weiß auch, was man Alles in der Tiefe solch unheimlicher Gewölbe entdecken kann!

„Es war eine Art von Zimmer," fuhr der kleine Mathelin fort, „das vollkommen rund war, wie es die Gestalt des Thurmes mit sich brachte. — Eine Lampe brannte in der Mitte auf einem aufgerichteten Fasse. Eine Art Bett mit Vorhängen von grobem Baumwollen-Zeuge stand rechts von der Oeffnung; links, nach dem Meierhofe hin, war eine Art Mauerwerk, welches die Bestimmung hatte, als Herd zu dienen, und indem ich genau nachsah, überzeugte ich mich, daß der Rauch in den eigenen Schlot der Wittib le Brec abziehen mußte. Im Hintergrunde ließ der Schein der Lampe eine dunkle Oeffnung erblicken, welche nach einem Corridor oder sonst einem Ausgange zu führen schien.

„Wohin aber dieser Gang führt, das weiß Gott!

„Um das Faß herum, welches die Lampe trug, saßen drei Personen."

„Drei Personen!" wiederholten die erstaunten Zuhörer.

Und Michelan bemerkte:

„Da soll Einer noch ruhig schlafen, wenn man weiß, daß solche Dinge in unsrer Nachbarschaft vorgehen!"

„Kanntest Du denn die drei Personen, Kleiner?" fragte Marion Lecuyer.

„Ich bin fest überzeugt, daß ich zwei derselben richtig erkannt habe," antwortete der Hirt, „und wenn ich von dem Dritten nichts sagen kann, so ist das natürlich, weil ich sein Antlitz nicht gesehen habe"

„Wer waren die Beiden?" fragte die Gesellschaft, deren Neugierde explodirte.

„Nun rathet einmal!" sagte der kleine Mathelin.

7. Der schwarze Mann.

Der Hirt Mathelin wartete eine Minute.

Da aber Niemand zu rathen vermochte, so nahm er eine feierliche Haltung an.

„Es waren zwei Männer und eine Frau,“ sagte er langsam; „der in der Mitte wandte mir den Rücken und war schwarz gekleidet, — rechts las der Seminarist Gabriel Schriften bei dem Scheine der Lampe, — links weinte die Dame Genovefa unter ihrem Trauerschleier.“

Ein lautes Gemurmel erhob sich rund um den Tisch.

Die Einen wiederholten den Namen Gabriel, die Andern den Namen Genovefa.

Noch Andere sagten:

„Aber der Dritte! der Dritte!“

Mathelin schwieg.

Marion Lecuyer schüttelte ernst den Kopf.

„Der Dritte?“ sagte sie. „Die Abkömmlinge des Hauses Treguern zeigen sich ein volles Jahr lang nach ihrem Tode bei dem Heidensteine. — Meine Großmutter hat mir oft erzählt, daß sich der Vater des seligen Grafen, Filhol's Großvater,

zwölf Monate lang in der Allee des Schlosses gezeigt habe, — der Graf selbst — erinnert Ihr Euch noch?"

„Sie meinen also, daß der Dritte Treguern gewesen sei?" fragten mehre Stimmen.

„Warum sollte Filhol nicht ebenfalls das Privilegium seiner Familie genießen?" fragte die gute Frau. „Jeder weiß, daß ein Treguern ein Jahr und einen Tag nöthig hat, um zur ewigen Ruhe einzugehen"

Diese Erklärung stimmte zu sehr mit den ererbten Ansichten, als daß die Versammlung nicht sogleich zu deren Annahme geneigt gewesen sein sollte.

Selbst das Schweigen des kleinen Mathelin schien der guten Frau Recht zu geben.

Aber Vincent Fery nahm wieder das Wort.

„Dieser Mann," sagte er, „dessen Antlitz der Hirt nicht hat sehen können, ist schon von vielen Andern bemerkt, die ihn seit mehren Monaten um das Schloß herum und auf der Heide gesehen haben. Ich selbst bin ihm schon zu wiederholten Malen begegnet, wenn er das Schloß umschlich."

„Und ich auch," sagte der Korbflechter Pelo.

Und noch Andere sagten:

„Ich auch!"

„Und dieser ist einen Kopf größer, als Filhol von Treguern," fuhr Vincent Fery fort. „Hört, ich gehe oft nach der Stadt, aber ich habe nichts gegen den Adel. — Der Vater des Herrn von Treguern war ein guter Herr, ehe er ein armer Mann wurde, und ich habe nichts gegen Treguern. — Aber das könnt Ihr mir glauben, daß Ihr Eure Zeit verliert, wenn Ihr Euch das erklären wollt, was um uns her vorgeht. — Es

gibt Einen, welcher den Schlüssel zum Räthsel hat, und der sagt Euch kein Wort."

„Du meinst Gabriel?" fragte Marion Lecuyer, deren Brauen sich zusammen zogen.

„Ich weiß, was ich meine, und Ihr wißt, was ich meine, Gevatterin, und nun wißt Ihr genug. — Gabriel hat nicht nöthig, sich in den Kellern des Schlosses le Brec umherzutreiben, weil Gabriel Herr im Schlosse ist. — Und wenn er den Priesterrock in die Nesseln wirft, wie er das schon längst hätte thun sollen, wenn er für einen Heller Religion und Ehre gehabt hätte, so geschieht das nicht um Genovefa's, sondern um Marianne's wegen."

„Du sagst die Wahrheit, Vincent Fery!" rief die Hausfrau aus und athmete tief auf, als hätte man ihr ein Gewicht von der Brust genommen; „es haften keine Flecken an Genovefa's Gewande!"

Die Augen aller Anwesenden richteten sich nach Vincent Fery, der eine lebhafte Bewegung mit der Hand gemacht hatte. Er sagte:

„Ich war in der Kirche von Orlan, als Genovefa mit Filhol, ihrem Verlobten, vor dem Altare niederknieete. Ich glaube nicht, daß es im Paradiese des lieben Gottes einen sanftern Engel gibt. — Aus dem Grunde meines Herzens wünschte ich Beiden Glück —"

Er unterbrach sich und schien zu zögern, worauf er in verändertem Tone fortfuhr:

„Ich würde das lieber anderswo sagen, als in Eurer Gegenwart, Marion Lecuyer; denn Ihr seid eine würdige Frau und eine geborne Montfort. Die Montfort weiheten aber alle

ihre Kinder den Treguern, und Ihr selbst liebt die Treguern noch wie in jenen Tagen, als sie Eure Gutsherren waren. — Aber elf Monate sind verflossen, seit Filhol todt ist, und vergangene Woche ist Genovefa zwei Mal bei Nacht zu meiner Schwägerinn, der Hebamme, gekommen."

„Um Marianne's willen," rief die Hausfrau schnell. „Um Marianne's willen, welche durch Franzisca le Brec vor Gott und den Menschen vernichtet ist."

„Genovefa ist nicht um Marianne's willen gekommen," erwiederte Vincent Fery, „denn sie sind Beide gekommen, und zwar Jede ohne Wissen der Andern, um die Hilfe meiner Schwägerin in Anspruch zu nehmen."

„Und Du kannst wagen, zu sagen —" begann Marion, die von ihrem Zorne fast erstickt wurde

„Ich sage nur, daß man oft bei Einbruch der Nacht den einzigen Diener fortschickt, welcher den Treguern in ihrer Armuth treu geblieben ist. — Ich sage, daß die kleine Olympia, die arme Waise, welche ihren Vater nicht kennen gelernt hat, oft unter der Obhut eines andern Kindes bleibt: der kleinen Schwester Laurence, — und daß die beiden Kinder ganz allein in dem großen Schlosse sind, während Marianne und Genovefa dahin gehen, wohin der Geist des Bösen sie zieht."

„Du lügst!" herrschte Marion Lecuyer und richtete sich empor, als wäre sie ein Mann.

„Nein, ich lüge nicht — und warum sollte ich lügen? — Ich sage, daß dieser Unbekannte — der schwarze Mann, wie ihn die Leute im Dorfe nennen, — der um das Schloß Treguern herumschleicht, die arme schöne Genovefa moralisch ge-

mordet hat, so wie die Wittib le Brec und Gabriel die hübsche Marianne moralisch gemordet haben!"

„Du lügst! — Du lügst!" wiederholte zwei Mal die gute Frau Marion, der die Thränen in die Augen traten; „und wenn mein armer lieber Bruder Roland im Lande wäre, so würdest Du Deine Lügen mit Deinem Blute bezahlen müssen, Vincent Fery!"

Ein tiefer Seufzer ließ sich von dem Herde her vernehmen, und Alle blickten nach dem Soldaten, der ohne Zweifel im Schlafe gestöhnt hatte. Während des nachfolgenden Schweigens konnte man das laute Toben des Sturmes hören, welcher draußen wüthete.

„Ach verdammt! ach verdammt!" sagte Vater Michelan, der mit Vergnügen zu dem Ausgangspunkte der Unterhaltung zurückkehrte; „das ist wahrlich kein Wetter, das unserm Buchweizen Nutzen bringt."

Aber Vincent war nicht der Mann, welcher sich so leicht die Hunde vom Karren spannen ließ.

„Dame Marion!" sagte er, „Roland Montfort, Euer Bruder, war ein wackerer Bursche. Er könnte mir gar wohl den Schädel einschlagen, wenn ich ihm nicht zuvor die Rippen zerbräche; aber das Alles hindert nicht, daß die Wittwe und die Schwester Treguerns in diesem Augenblick in der Mühle meines Bruders Wilhelm sind. — Und wenn Ihr das Herz dazu habt, gute Frau Lecuyer, so kommt mit mir um den Garten herum und in das Schloß; ich stehe Euch dafür, daß Ihr Niemand in demselben treffen werdet, als ein siebenjähriges Kind, welches die abwesende Mutter bei der verlassenen Wiege vertritt."

Die Bauerfrau erhob sich, als wollte sie die Herausforderung annehmen.

Sie war schön in ihrem Zorn und in ihrem frommen Glauben an die Ehre des Hauses Treguern; man würde sofort Rolands Schwester in ihr erkannt haben.

Aber in diesem Augenblick öffnete sich die Thür des Hauses, und eine neue Person trat über die Schwelle.

Es war ein armer Mann, bekleidet mit einem Hausrock von Barchent, welcher in Folge des langen Gebrauchs bereits durchscheinend geworden und durch den Regen an seine abgehagerten Glieder angeklebt war.

Seine bleichen Wangen waren von Büschen grauer Haare umgeben.

„Claude!" rief man rund um den Tisch.

Claude war der Gärtner des Schlosses.

Es schien, als habe ihn der Zufall eigens herbeigeführt, um den Streit zwischen Vincent Fery und Marion Lecuyer zu schlichten.

Als er sich dem Tische näherte, sah man, daß seine Glieder unter seiner durchnäßten Kleidung schauderten, und seine bleichen Lippen zitterten.

„Einen Krug Cider, um der Liebe Christi willen! Frau Marion!" bat er mit zitternder Stimme, „ich habe den Teufel gesehen!"

Die beiden Bänke, welche an dem Tische standen, wären fast zu gleicher Zeit umgestürzt in Folge des Schreckens, welchen die ganze Gesellschaft bekam.

Claude ergriff mit zitternden Händen einen Krug und trank; man konnte seine Zähne gegen den Krug klappern hören.

„Herr Gott! Herr Gott!" stammelte er und sank auf einen Schemel; „wer von uns wird morgen früh noch am Leben sein?"

„Sag an, Claude, mein Guter," forderte Vincent Fery auf, der am mindesten gläubig, wenn nicht der Muthigste war, „was ist Dir widerfahren?"

Claude trocknete seine vom Schweiß triefende Stirn.

Jedermann blickte ihn mit weit geöffnetem Munde an.

„Gott stehe mir bei!" erwiederte der alte Gärtner, in dessen Gehirne es nicht mehr richtig zu sein schien; „ich ging um den Heidenstein, weil ich die le Brec mitten auf dem Wege, der nach der Heide hinaufführt, stehen sah, obgleich der Regen in Strömen auf sie niedergoß. — Und wer möchte es wagen, in dieser nächtlichen Stunde an der le Brec vorüber zu gehen? — Da richtete sich plötzlich Filhol, mein seliger Herr, auf dem Steine empor und sprach mit Jemand, den ich nicht kannte, den er aber Roland nannte."

„Dann müssen wir für die Seele des armen Roland Montfort beten," sagte der alte Michelan, während Marion Lecuyer ihre feuchten Augen mit beiden Händen bedeckte. „Wenn man einen Todten den Namen eines Abwesenden nennen hört, so können die Verwandten immerhin Trauer anlegen."

„Roland, mein armer Bruder Roland!" schluchzte Marion Lecuyer.

„Um aller Reichthümer der Welt willen hätte ich nicht dort bleiben mögen," fuhr der brave Claude fort. „Ich lief, was ich konnte, querüber nach Wilhelms Mühle, denn Wilhelm ist eine treue Seele und öffnet mir gern seine Thür. Als ich aber an das Ende der Heide kam, da vernahm ich die Hufschläge von Pferden, welche um mich herum galoppirten, und meinte,

daß mir der Kopf zerspringen müsse, denn Fiebergluth ergriff mich, und meine Ohren summten. — Und Wilhelms Mühle klapperte, als hauste der Satan drinnen!

„„Holla! Claude!“ rief mir eine Stimme zu, und Malo von Treguern hielt dicht neben mir auf seinem klapperdürren Rosse. — Gott stehe mir bei! — Ich sank auf meine Kniee!

„„Warum bist Du nicht in Deinem Dienste?“ fragte der Commenthur Malo. „Bewachst Du auf solche Weise das Haus der Treguern?“ Ich antwortete zitternd: „Man hat mich für heute Nacht aus dem Schlosse gewiesen!“

„„Schnell! schnell!“ schrie der Commenthur Malo; „kehre nach dem Schlosse zurück. Der Geist des Bösen ist draußen und will in dasselbe eindringen. — Eile! eile!““

„Claude,“ unterbrach hier die Hausfrau den Erzählenden, „es war Marianne von Treguern, welche Dir gebot, für heute Nacht das Schloß zu verlassen; nicht wahr?“

„Nein,“ erwiederte der Alte, „sondern Frau Genovefa.“

Marion Lecuyer wandte sich ab, um Vincent Ferys triumphirenden Blick zu vermeiden.

„Der Commenthur Malo,“ fuhr Claude fort, „setzte seinem Thiere beide Sporen in die Rippen, war mit wenigen Sätzen über die Wiesen hinweg und galoppirte nach dem Thränenthurme. Mir aber war es noch immer, als hörte ich ihn aus der Ferne wiederholen: „Eile! eile!“ Während ich mich wieder zu erheben versuchte, galoppirte ein anderes Pferd so dicht an mir vorbei, daß der Dampf seiner Nüstern mich in das Gesicht traf. Wenn Gabriel, der Halbpriester, nicht in diesem Augenblick im Pfarrhause schliefe, so würde ich behaupten, dieser zweite Reiter sei Gabriel gewesen. Er ritt den Weg entlang, welcher

nach dem Dorfe führt. Und drauf erscholl wieder neues Pferdegetrappel, und noch ein anderer Reiter kam durch die Nacht daher.

„„Welcher Weg führt nach dem Schlosse Treguern?“ fragte mich der mit einer Stimme, wie ich sie noch nie in meinem Leben gehört habe Ich weiß nicht, was ich ihm geantwortet habe. Wir waren unter der Mühle. Der Sturm ergriff die vier Flügel, brach sie mit einem Male ab und führte sie zweihundert Schritte weit auf der Heide fort. Mir war es, als hörte ich das Schreien einer Frau. Der dritte Reiter war verschwunden. Seit vierzig Jahren bin ich nun auf dem Schlosse Treguern, aber dergleichen erlebte ich noch nie. Ich ging nach dem Schlosse, wie der Commenthur mir befohlen hatte. Als ich hier in der Nähe, am Ende der Allee, war, hörte ich, wie man die Riegel von dem Thorwege schob. Koste es, was es wolle! dachte ich, so werde ich doch Treguern bis zu meinem letzten Augenblick dienen! Und ich nahm einen Anlauf, um durch das geöffnete Thor zu dringen. Ist es Satan, welcher im Sturme auf einem Pferde reitet, das schwarz ist, wie die Nacht? Hatte Malo nicht von dem Geiste des Bösen gesprochen? Wer hatte den Thorweg geöffnet? Ich kann das Alles nicht beantworten, denn es sind nur Frauen im Schlosse, und die Riegel sind schwer, selbst für die Hand eines Mannes. Ein Blitz erhellte den Himmel, und ich sah den Reiter, der mich auf der Heide befragt hatte, groß wie einen Riesen und rabenschwarz inmitten des blendenden Lichts.“

„Der schwarze Mann!“ sagte Vincent Fery.

Und ein Schauder überlief die um den Tisch Sitzenden,

während die Stimmen Aller mit dem Ausdruck des Entsetzens wiederholten:

„Der schwarze Mann!"

„Er ritt auf den Hof," fuhr der gute Claude fort, „und die Flügel des Thores flogen in dem Augenblick wieder zu, als ich selbst eintreten wollte. — Bevor ich ging, hatte ich die beiden Hunde losgelassen; vergangenes Jahr haben diese Hunde den Dieb zerrissen, welcher über die Mauer gestiegen war, aber dieses Mal rührten sie sich nicht."

„Die beiden Hunde kennen den schwarzen Mann," bemerkte Vincent Fery.

Der arme Claude griff nach einem frisch gefüllten Kruge.

„Und ich sage, daß es mit dem Teufel steht, wie mit den beiden Hunden," murmelte er zwischen zwei reichlichen Zügen; „er ist losgelassen. — Todes-Drohungen umgeben uns, und nächsten Sonntag werdet Ihr während der großen Messe mehr als einen Sitz leer sehen."

Die Spinnegäste waren schon lange gegangen und die Uhr, deren Räderwerk in dem Gehäuse von Eichenholz knarrte, zeigte auf halb Elf.

Noch hörte man den Wind durch die Bäume des Angers heulen und durch die Spalten der Fenster pfeifen, aber der Regen hatte aufgehört.

Die Freunde und Nachbarn hatten das Nachlassen des Regens benutzt, um in ihre Wohnungen zurückzukehren, und Vater Michelan hatte nicht versäumt, auf dem Wege noch einmal zu Pelo und Vincent Fery zu sagen:

„Das liebe Wetter bringt wahrlich unserm Buchweizen keinen Nutzen!"

Der kleine Mathelin hatte Toinette Marechal nach Hause geleitet, und wir können versichern, daß er weder von schönem, noch von schlechtem Wetter, und noch weniger von den Gefahren, welche der Ernte droheten, mit ihr sprach

Im Innern der Meierei hatten die Knechte und Mägde bereits ihre Nachtlager aufgesucht.

Man hatte dem armen Claude einen guten Platz auf dem Stroh im Kuhstalle eingeräumt.

Niemand hatte aber an den Soldaten gedacht, welcher auf seinem Schemel schlummerte und die Füße auf die warme Asche gestellt hatte; die bretonische Gastfreundschaft ist einmal der Art: sie verweigert nichts, aber sie bietet auch wenig dar; der Gast bekommt gerade das, was er verlangt.

Wenn man neben dem Herde in einem Bauernhause des Morbihan einschläft, so wird man auch nur durch die am frühen Morgen beginnende Arbeit erweckt werden.

Was man will, das fordert man: so ist es Regel.

Hat man Belieben, die ganze Nacht auf einem Beine stehend, wie eine Gans, zuzubringen, so wird der armorikanische Wirth nichts dagegen einzuwenden haben.

Haben wir dagegen einen Strohsack für uns allein nöthig, oder selbst eine weiche mit Wolle gestopfte Matratze und drüber ein reines, nach Veilchen riechendes Betttuch, so wird unser bretonischer Wirth auch diese Dinge in irgend einer Ecke seines Hauses finden.

Nur keine Complimente! Dazu hat man ja den Mund, daß man sagt, was man will.

Da also der Soldat nichts verlangt hatte, so hatte man ihm auch nichts gegeben.

Anderwärts würde man vielleicht, — um die Sache auch aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten — unruhig werden, wenn ein fremder Mann nach der Entfernung der Knechte und Mägde zehn Schritte von dem Bette einer Frau allein zurückbleiben wollte; allein in jenem armen und guten Lande sind die Diebe selten, und man kennt das Mißtrauen nicht.

Und was die Keuschheitsfrage betrifft, so ist das Bett der Bretonen zu gleicher Zeit eine Festung.

Als die gute Frau Marion Lecuyer allein war, warf sie sich auf die Kniee vor dem Koffer, welcher ihr als Steige zu ihrem Bette diente.

Sie betete für Treguern und für ihren Bruder Roland, dem sie gleichsam eine Mutter gewesen war.

Sonst hatte sie keine Lieben in der Welt.

Aber das Haus Treguern wurde von dem Unglück verfolgt, das unerbittlich auf ihm lastete, und was Roland betraf, der in den Krieg gezogen war, so hatte die gute Marion zu reines bretonisches Blut in ihren Adern, als daß sie nicht an Vorbedeutungen hätte glauben sollen.

So viele junge Burschen waren schon, schön und tapfer, wie Roland, in den Krieg gezogen und nicht wieder heim gekehrt!

Marion Lecuyer weinte, während sie betete.

Endlich stand sie wieder auf und trocknete ihre gerötheten Augen.

Etwas getröstet durch ihr inbrünstiges Gebet, schob sie die groben Vorhänge ihres Bettes zurück.

Bevor sie jedoch in dasselbe stieg, warf sie unwillkürlich noch einen Blick nach der Stelle, wo der Blaue schlief.

Als Marion zum Gebet niederknieete, hatte er noch auf seinem Schemel gesessen und den Kopf auf seine Hand gestützt. Jetzt sah sie ihn dagegen regungslos stehen und mit auf die Brust gesenktem Kopfe.

Waren die Augen der Hausfrau von den Thränen getrübt, oder erleuchtete der Schein der Harzkerze die Stube nicht hinreichend, — sie vermochte seine Züge nicht zu unterscheiden.

„Mann!“ sagte sie und begann unruhig zu werden, „seid Ihr während des Schlafes hungrig geworden, und wollt Ihr jetzt ein Wenig Abendbrot genießen?“

Der Unbekannte schüttelte verneinend den Kopf.

Die Harzkerze begann in diesem Augenblick zu knistern und verbreitete ein helleres Licht.

Marions Hände zitterten; sie glaubte einen Geist zu sehen.

„Ich habe zu sehr geweint!“ sagte sie leise; „das Fieber ist mir in die Augen getreten!“

Dann fuhr sie fort, denn die Flamme der Kerze hatte sich wieder verkleinert und das Antlitz des Unbekannten war wieder undeutlicher geworden:

„Mann, was bedürft Ihr? Wollt Ihr ein Bett oder soll man Euch die Thür öffnen, damit Ihr Euere Reise fortsetzen könnt?“

„Ich bedarf keines Bettes,“ antwortete der Soldat, „denn ich werde heute Nacht nicht schlafen, — aber ich werde auch meine Reise nicht fortsetzen, denn ich bin am Ziele derselben angelangt.“

Die Hausfrau faltete ihre kalten Hände und preßte sie gegen die Brust.

„Herr Jesus!" flehete sie; „ist mein Gehirn durch die unseligen Erzählungen verwirrt?"

„Mag Dich Gott behüten, meine Schwester Marion Montfort," sagte der Soldat, der die Kerze von ihrem Gestell nahm und vor sein Gesicht hielt; „Du wirst Deinen Bruder Roland nicht vergessen haben!"

Die Beine der guten Frau schwankten unter dem Gewicht ihres Körpers.

Sie reckte ihre Arme aus, und der junge Sergent war genöthigt, zu ihr zu eilen, um sie an seiner Brust aufzufangen.

„Roland!" sagte sie, indem sie ihn unter Thränen umarmte, „Du Sohn meiner geliebten Mutter! — Gebenedeit sei die heilige Jungfrau, denn ich glaubte einen Augenblick, daß ich Dich, meinen lieben Roland, nicht wiedersehen würde."

Roland drückte sie an sein Herz; er nannte sie seine Schwester und seine Mutter.

Marions Blicke fielen auf den leeren Aermel, der an seinem Uniformrocke hing.

Sie senkte das Haupt und sprach nicht mehr.

Roland verstand ihr Schweigen und sagte:

„Meine Schwester, es geschehe der Wille des Herrn! — Wir haben keine Muße, an uns zu denken, denn die Zeit drängt."

„Es ist wahr!" entgegnete ihm die Hausfrau, indem sie ihn unruhig betrachtete. „Du hast mir gesagt, daß Du heute Nacht nicht schlafen würdest; — warum willst Du nicht schlafen?"

Weil ich gehört habe," antwortete Roland Montfort, „wie man von Denen spricht, welche unsere Herren waren."

„Ach!" machte Marion. „Du schliefst also nicht, als Du dort unter dem Mantel des Schlotes saßest?"

„Ich wachte, und habe kein Wort verloren."

Der junge Sergent richtete seine bleiche Stirn empor.

„Meine Schwester! meine Schwester!" sagte er mit langsamer und wehmuthvoller Stimme, „Du allein warst da, um den Namen 'Treguern zu vertheidigen!"

„Aber jetzt sind wir unser Zwei, nicht wahr?" rief die kräftige Frau aus und stemmte in herausfordernder Haltung die Hand auf ihre Hüfte; „und wehe den elenden Schuften, die Filhols Tod erwartet haben, um seine Wittwe zu lästern!"

„Ja, meine Schwester, wir werden unser Zwei sein," antwortete der junge Sergent; „so lange noch ein Tropfen Blut in meinen Adern fließt, wird dieser letzte Tropfen den Kindern Treguerns angehören. — Aber die Leute sagten die Wahrheit: Genovefa war mit Marianne heute Abend in der Mühle."

„Du hast sie gesehen?" fragte Marion Lecuyer, indem sie einen Schritt zurück wich.

„Nein," antwortete Roland; „aber ich weiß es."

„Vom Hörensagen?" fragte Marion weiter, indem sich ihr Blick umwölkte, „und Du, Roland, mein Bruder —"

„Meine Schwester," unterbrach der junge Sergent die Sprechende, „man darf nicht mehr läugnen, daß die Todten ihre Gräber verlassen können!'

Die Bauerfrau senkte den Kopf.

„So ist es also wahr, daß Filhol mit Dir gesprochen hat?“ fragte sie halblaut.

„Filhol hat mit mir gesprochen. — Ich werde ihm zum ersten Male in meinem Leben nicht gehorchen. — Ich werde nicht unter Deinem Dache schlafen, meine Schwester, weil ich noch heute Nacht in das Schloß eindringen muß.“

Marion Lecuyer zitterte an ihrem ganzen Körper.

„Du wirst das nicht thun, mein Bruder Roland!“ flehete sie; „der Geist des Bösen ist über die Schwelle des Schlosses gegangen!“

„Ich weiß schon zu viel,“ unterbrach sie der junge Sergent, „als daß ich nicht dem Geheimniß auf den Grund gehen sollte. — Es ist ein Mann in dem Schlosse Treguern. Ich will wissen, wer dieser Mann ist, und was er bei der Wittwe meines Bruders macht!“

„Die Thür ist verschlossen,“ wendete Marion Lecuyer ein; „man wird nicht öffnen.“

„Ist der Gang vermauert, durch welchen wir uns sonst in das Schloß begaben?“ fragte Roland.

Die gute Frau kreuzte ihre Arme über der Brust.

„Wenn ich Dich nun bäte, heute Nacht bei mir zu bleiben,“ fragte sie in schmeichelndem Tone; „Roland, mein Bruder, würdest Du meine Bitte verweigern?“

„Ich würde sie verweigern, meine geliebte Schwester.“

Marion Lecuyer nahm selbst die Harzkerze.

„So komm,“ sagte sie, „und der Herr sei mit Dir!“

Sie ging an ihrem Bette vorüber.

Neben demselben befand sich eine kleine Thür, welche sie öffnete.

Sie übergab Roland die Kerze; dieser küßte Marion auf die Stirn und schritt alsdann in den engen Gang hinein.

Marion Lecuyer schloß die Thür wieder und kniete hinter derselben nieder, um zu beten.

---

8. Genovefa.

Das Schloß Treguern war früher ein ungeheueres Gebäude gewesen, das von Mauern umgeben und nach der Weise des Mittelalters befestigt war.

Man konnte noch auf dem Rasen den eckigen Verlauf der äußern Umfassungsmauer verfolgen, und sechs in regelmäßigen Entfernungen von einander befindliche Hügelchen erlaubten den Alterthumsforschern von Vannes und Redon mit Genauigkeit die Stellen zu bestimmen, wo die sechs Hauptthürme gestanden hatten.

Eine kreisförmige Vertiefung bezeichnete noch den Schloßgraben, und mehr als hundert Schritte von dem traurigen grauen Hause, welches man gegenwärtig das Schloß nannte, fand man die Ruinen einer Kapelle, die in prachtvollem Stil erbaut gewesen war und einen Theil des ursprünglichen Schlosses gebildet hatte.

Die alten Schlösser in der Bretagne waren wahrhafte Städte.

Sie mußten aber auch von gewaltiger Größe sein, um das Volk von Vasallen beherbergen zu können, welche ihre Meie=

reien und ländlichen Wohnungen verließen, sobald ein Feind in das Land kam.

Die Alterthümler von Vannes und Redon haben die Bodenfläche gemessen, welche zwischen den sechs Thürmen und der Kapelle enthalten war und danach erklärt, daß das Schloß Treguern in den Zeiten seiner Blüthe recht gut zweihundert Familien, sammt dem denselben gehörigen Ackergeräth und Vieh, habe Obdach und Zuflucht gewähren können.

Die Ueberlieferungen der Gegend erzählten noch von jener vergangenen Größe, aber besonders war das Schloß Treguern durch die Ausdehnung seiner unterirdischen Räume und Gänge berühmt.

Die guten Leute im Dorfe Orlan neigten sich zu dem Glauben, daß jene Gänge in geschlängelten Windungen bis an die Grenzen der großen Heide reichten; Einige behaupteten jedoch, daß sich ihr Verlauf nur bis zu dem wandernden Kreuze erstrecke, und endlich gab es auch noch Zweifler, welche jene dunkeln Gänge nur als eine Verbindung zwischen Treguern und le Brec, und zwar unter dem Heidensteine hindurch, einräumten.

Nach der Versicherung dieser Letztern endeten die Gänge des Schlosses in einen weiten gewölbten Saal, über welchem der Thränenthurm erbaut war.

Warum diese so innige Verbindung zwischen zwei Häusern, welche seit so vielen Jahrhunderten einander feindlich gegenüber gestanden hatten?

Die guten Leute in dem Dorfe Orlan vermochten diese Frage nicht zu beantworten.

Die Thatsache bestand, oder man versicherte wenigstens das Bestehen derselben, und das war Alles.

Man wußte schöne Geschichten in Bezug auf jene unterirdischen Gänge zu erzählen.

Mehr als ein Mal waren in jenen Gewölben Treguern und le Brec zu Pferde, in vollständiger Rüstung und mit eingelegten Lanzen zusammengerannt.

Unmittelbar unter dem Heidensteine erweiterte sich das Gewölbe so, daß es eine kreisförmige Arena bildete.

In der Zeit der Erbfolgekriege zwischen Karl von Blois und Johann von Montfort kämpfte Treguern mit Bertrand Duguesclin für Blois, während le Brec mit Olivier von Clisson und vielen Andern auf der Seite Johanns von Montfort stand.

Damals war auf jenem schwarzen und überwölbten Kampfplatze, dessen wir zuletzt erwähnten, eine wirkliche Schlacht vorgefallen, und Treguern, der Sieger blieb, konnte die Namen von hundert gefallenen Feinden auf die Steine der unterirdischen Mauern schreiben.

Ein Basrelief, welches auf der Außenseite der verfallenen Kapelle angebracht war, zeigte eine groteske Parodie jenes denkwürdigen Ereignisses.

Die Künste waren in den Zeiten ihres Wiederaufblühens spottsüchtig und phantastisch; wenn man auch nicht sagen kann, daß sie stets hinter dem Drama zurückblieben, so ist doch so viel gewiß, daß die Posse ihnen mehr gefiel.

Auf dem Basrelief an der Kapelle waren die Ritter in Küchenjungen umgewandelt, aber, wohlverstanden! in Küchenjungen mit Schwänzen und Hörnern, denn über die Schwänze und Hörner vermochte die Heiterkeit jener Zeit nicht hinweg zu kommen; statt der Lanzen hielten sie Bratspieße in den Händen, und die

Köpfe deckten Casserole statt der Helme. Die kühnste Umwandlung war jedoch ohne Zweifel die, welche des Künstlers bizarre Phantasie mit den edlen Schlachtrossen vorgenommen hatte.

Der Künstler war weiter gegangen, als Cervantes; es waren keine Rozinantes, auf denen die Kämpfenden saßen, ja nicht einmal die Vettern des demüthigen Grauchen, welches Sancho Pansa bestieg: die Paladine der Bratspieße und Töpfe saßen auf dürren und langen Schweinen, welche mit Eisen gerüstet waren, wie die Schlachtenrosse, indem sie ihre gezäumten Rüssel weit vor sich hinstreckten und ihre mehr als bindfadendünnen Schwänze zu prachtvollen Ringeln unter den kostbaren Franzen ihrer Schwanzriemen zusammen rollten.

Dieses Basso relievo hatte das Vorrecht, alle großen und kleinen Kinder des Dorfes Orlan zum ausgelassensten Lachen zu veranlassen.

Sie entdeckten vielleicht die satirische Absicht des Künstlers nicht so gut, wie die Alterthümler von Redon und von Vannes, aber die Töpfe, die Bratspieße und die Schweine als Schlachtrosse genügten zu ihrer Belustigung, und das ganze Basrelief galt ihnen — ich weiß nicht warum – als unwiderleglicher Beweis von dem Vorhandensein eines unterirdischen Ganges, der zur Verbindung der Gewölbe von Treguern mit dem Unterbau des Thränenthurms diente.

Zu der Zeit, in welcher die von uns erzählten Ereignisse sich zutrugen, stand nur noch der westliche Theil des Schlosses.

Aber auch diese Gebäude konnten in kein sehr hohes Alter hinaufreichen, und dennoch gewährte ihr trauriges, fast trostloses Aussehen eine gewisse Idee von Hoheit.

Es war das nicht jene durch die Einsamkeit erzeugte kraft-

volle Melancholie, wie sie Walter Scott mit so breiten Zügen in der Braut von Lämmermoor geschildert hat; es war das auch nicht der Thurm von Ravenswood, jenem Adlernest, welches von hoher Klippe aus die weite See überschaute: es war ein viereckiges, graues, von tausend Spalten durchzogenes Gebäude, welches rasch alterte und verfiel, während das gute, behagliche Bauernhaus dicht daneben jährlich ausgebessert wurde.

Es war das vollkommenste Elend, und man erblickte gerade nur die Poesie, welche in jedem Elende liegt, sonst nichts.

Nur wurde eben dadurch, daß das heitere und auf Wohlstand deutende Bauernhaus zu nahe bei dem armen, an Abzehrung leidenden Schlosse lag, der Anblick des letztern noch peinlicher gemacht.

Wenn einmal Elend sein soll, so ziehen wir dasjenige vor, welches stolz in der Einsamkeit stirbt.

Allein die Wahl ist dem Erdensohne selten gestattet.

Ueberdieß gab es nur Frauen hinter den armseligen Mauern, und wer weiß, ob nicht seit dem Tode des letzten Treguern das reiche und fette Bauernhaus mehr als ein Mal dem hungernden Schlosse Almosen gereicht hatte?

Das Haus der guten Frau Marion lag außerhalb der alten Ringmauer und berührte die südwestliche Ecke des Schlosses, dessen Haupteingang sich nach dem Rasenplatze auf der entgegengesetzten Seite öffnete.

Der Gang, in welchen Roland Montfort mit seiner brennenden Kerze gegangen war, indem er die Wohnstube der Meierei verließ, bildete keinen Theil der berüchtigten unterirdischen Gänge von Treguern; er verlief auf ebener Erde, und die ge-

ringste Unterhaltung würde ihn zu einem gewöhnlichen Corridor gemacht haben.

Allein, seit Roland zur Armee abgegangen war, hatte Niemand diesen Gang betreten.

Der Boden war von kaltem Moder bedeckt; Gewebe von Spinnen hingen gleich seltsamen Fetzen von der gewölbten Decke, und die Steine der Wände waren von Salpeter überzogen.

Mit beengtem Herzen ging Roland vorwärts.

Die feuchte und dumpfe Atmosphäre lastete auf seinen Lungen.

Er erreichte eine Thür an dem entgegengesetzten Ende des Ganges, dessen Schloß an die Schlösser der Gefängnisse erinnerte.

Wäre dieses Schloß verschlossen gewesen, so würde es ein unüberwindliches Hinderniß abgegeben haben; allein er wußte wohl, daß kein Schlüssel zu demselben vorhanden war.

Es war die Thür zu dem Zimmer, welches er in seiner Jugend im Schlosse bewohnt hatte.

Er stieß die Thür auf, welche seiner Anstrengung kein anderes Hinderniß entgegensetzte, als ihre eigene Schwere und den veralteten Rost ihrer Angeln.

Ein Gefühl, das keine Schilderung zuläßt und aus Schmerz und Freude zusammengesetzt war, bemächtigte sich seines Herzens; das Zimmer war noch genau so, wie er es bei seiner Abreise verlassen hatte.

Das Strohbett trug noch die Spuren seiner letzten Benutzung; an den Wänden hingen seine Werkzeuge zur Jagd und zum Fischfange, und auf dem Holzklotze, der ihm vordem als Nachttisch gedient hatte, lag noch aufgeschlagen das von ihm

vergessene Gebetbuch, welches er sich so oft gewünscht hatte, während er bei der Armee stand.

Ich weiß nicht, warum alle diese Gegenstände ihn mehr an Filhol, als an seine eigene Vergangenheit erinnerten.

Ehe er sich Abends auf dieses armselige Lager warf, hatte er stets erst Filhol, dessen Schlafzimmer dicht an das seine stieß, eine gute Nacht gewünscht.

Bisweilen hatten sie noch lange, ehe sie einschliefen, durch die offene Thür mit einander geplaudert.

Filhol sprach stets von Reichthum und von einer glücklichen Zukunft, denn er war ehrsüchtig; er sah fortwährend jenseit des gegenwärtigen Elends heitere Tage, an denen der erloschene Ruhm des Hauses Treguern neu aufstrahlen sollte.

Er war jung, er war schön, er war tapfer: wer wußte, ob Gott nicht seine Hoffnungen erfüllt hätte.

Roland mußte sich Gewalt anthun, um in das anstoßende Zimmer zu treten, welches Filhol gehört hatte.

Hier hatte sich Alles verändert

Gleich bei dem Eintritt fühlte Roland sein Herz von dem Gedanken an den Tod zusammengeschnürt.

So arm man auch sein mag, so sucht man in der Jugend dennoch stets sein Stübchen auszuschmücken.

In Filhols Zimmer hatte vordem ein Bett mit weißen Vorhängen gestanden; rund herum waren Jagd-Trophäen geordnet, und die gute Gräfin, seine Mutter, hatte an den Wänden einige Gemälde aufgehängt.

Filhol liebte die Blumen; in zwei großen Vasen von altem Porzellan, prachtvollen Ueberbleibseln aus besserer Zeit, deren

Vertilgung das Elend bisher vergessen hatte, unterhielt Filhol stets frische Blumensträuße.

Außerdem hatte er eine kleine Bibliothek, und von ihm gefangene Schmetterlinge entfalteten den Farbenglanz ihrer Flügel in einem Glaskasten.

Alles das lebte noch in Rolands Erinnerung.

Während seiner Abwesenheit hatte er sich so oft das Zimmer seines Bruders vor die Augen gerufen! Er hätte auf das Genaueste den Ort angeben können, wo jeder Gegenstand sich befunden hatte; er hätte das ganze Stübchen aus dem Gedächtniß schildern können.

Ach! und es war nichts mehr von dem Allen vorhanden! Die Wände waren nackt; die schönen Vasen waren verschwunden, und es standen an ihrer Stelle zwei Töpfe mit vertrockneten Blumen; die bescheidenen Möbel waren mit den Gemälden verschwunden; Betten und Vorhänge waren fort, und die Wurmlöcher der Bettstelle wurden von Staub überzogen.

Nichts war mehr da! Nichts, als der Crucifix, der wahrscheinlich in des armen Filhols letzten Augenblicken gedient hatte, und den man auf dem bestaubten Fußboden hatte liegen gelassen.

Roland knieete nieder.

Er nahm den Crucifix auf und betrachtete unter Thränen das Bild des Christus, welchen Treguern mit sterbenden Lippen berührt hatte, und der für ihn gleichsam eine mystische Spur seines letzten Seufzers bewahrte.

Dieser Zeuge, welcher seit der Todesstunde da liegen geblieben war, erzählte ihm alle Todesqualen seines Bruders, eine nach der andern; die Einsamkeit des Zimmers bevölkerte sich,

die Finsterniß lichtete sich, und an den vier Enden des Bettes, in welchem der sterbende Teguern lag, richteten sich vier brennende Kerzen empor.

Da stand Marianne und betrachtete ängstlich ihren Bruder; dort trocknete die kleine Laurence ihre von Thränen überströmenden Augen, hier bedeckte die verzweifelnde, die vor Schmerz wahnsinnige Genovefa mit den aufgelösten Haaren ihr Antlitz, das bleicher war, als selbst das des Sterbenden.

Weiterhin, an der Thür, standen einige Bauern und fromme Frauen und ließen die Korallen ihrer Rosenkränze durch ihre Finger gleiten.

Dann brachte Genovefa eine Wiege herbei, in welcher ein schönes Kind in seinen Windeln schlief; ein Lächeln wollte auf den kalten Lippen des jungen Vaters entstehen, der vergebens seine Arme auszurecken versuchte gegen den süßen Schatz, den er auf ewig verlassen sollte

Er sprach, aber wie sehr hatte sich seine Stimme verändert!

Er segnete seine Frau und seine Tochter: Genovefa und Olympia von Treguern.

Ein Priester trat ein.

Alle beugten ihre Kniee, während nur des Priesters Stimme die tiefe Stille unterbrach.

Auf Filhols Brust lag der Crucifix. Er rührte sich nicht mehr. Das Kind lächelte noch in seiner Wiege.

Die arme Olympia! sie wußte nicht, daß sie durch diese schwere Stunde zu einer Waise werde.

Aber Genovefa! mein Gott, Genovefa! die verzweifelnde Genovefa! War es möglich, daß sie nach wenigen Wochen

schon des Gatten in den Armen strafbarer Liebe hatte vergessen können?

Hatte sie, die Wittwe, so nahe bei dem Sterbelager ihres Gemahls bereits straucheln können?

Die Verleumdung ist feige und greift stets die Schwäche an.

Nein, nein, Genovefa konnte nicht aufgehört haben, die Heilige zu sein, welche sie vordem gewesen war; nein, nein. Genovefa konnte ihr eheliches Bett nicht befleckt haben!

Noch einige Schritte weiter, und er mußte sie schlafend bei der Wiege ihrer Tochter Olympia finden.

Roland erhob sich, um diese wenigen Schritte zu thun, welche ihn von der Wahrheit trennten.

Er küßte den Crucifix und verließ Filhols Zimmer

Die beiden folgenden Zimmer hatten der seligen guten Gräfin gehört. Auch in ihnen war Alles leer und öde.

Als Roland durch dieselben schritt, horchte er, denn er befürchtete, irgend ein Geräusch die Stille unterbrechen zu hören, — ein Geräusch, eine Stimme, was weiß ich! irgend etwas, wodurch Genovefa verurtheilt wurde.

Aber im Gegentheil! nur Stille und Ruhe herrschten und sprachen für sie.

Roland hörte nichts; er wußte aus Erfahrung, welche Truggestalten in der Nacht die furchtsame Einbildungskraft des bretonischen Bauers in das Leben ruft, und begann schon die Existenz jener geheimnißvollen Person zu leugnen, die nach der Erzählung des alten Claude in das Schloß geritten sein sollte.

Als er über die Schwelle des zweiten Zimmers treten wollte, welches der Gräfin als Schlafzimmer gedient hatte, ver-

nahm er jenen sanften und eintönigen Gesang, mit welchem die jungen Mütter im Lande Bretagne ihre Kinder einschläfern.

Er blieb stehen und war in einem höhern Grade erregt, als wenn er sich plötzlich Genovefa selbst gegenüber gesehen hätte.

Die arme schöne Heilige! Sie war in dem nächsten Zimmer und widmete Treguerns Tochter die heilige Sorgfalt der Mutterliebe.

Wußte sie auch nur ein Wort von allen den Fabeln, welche in diesem närrischen Lande verbreitet waren?

Das war Rolands erster Gedanke.

Aber das Lächeln der Rührung blieb nicht lange auf seinen Lippen.

Es war nicht nur die Wittib le Brec, es waren nicht allein die Gäste der guten Marion gewesen, welche von Genovefa gesprochen hatten; Treguern selbst hatte gesagt:

„Meine Frau Genovefa hat heute Nacht einem Sohne das Leben gegeben."

Und er, Roland Montfort, sollte ja das Kind über das Taufbecken halten und ihm den Namen Tanneguy geben, welcher stets auf die ältesten Söhne des Hauses Treguern fortgeerbt war, seit der große Ritter ihn geführt hatte.

Neben dem Zimmer, in welchem sich Roland jetzt befand, war ein Corridor mit einer Glasthür.

Roland bemerkte einen schwachen Schein durch die Scheiben. Er blies seine Kerze aus und ging weiter.

Das Herz schlug ihm. Der Gesang der jungen Mutter dauerte fort.

Aber war das auch Genovefa's Stimme?

Roland war nur noch wenige Schritte von der Glasthür. Er schlug seine Augen nieder, als hätte ihn eine innere Angst ergriffen in dem Augenblick, in welchem er den Schlüssel des Räthsels erhalten sollte.

Als er seinen Blick wieder erhob, da sah er durch die mit zerrissenen Vorhängen von Mousselin bedeckten Glasscheiben ein weites und fast nacktes Zimmer, welches sich nur dadurch von allen übrigen Zimmern des Schlosses unterschied, daß sich in demselben ein Bett, eine Wiege und einige Stühle befanden.

In der Wiege schlief die kleine Olympia.

Laurence von Treguern, Filhols kleine Schwester, wiegte das Kind und sang dazu mit zitternder Stimme; auf ihr kindliches, wunderschönes, aber schon zu früh von der Wehmuth überschleiertes Antlitz fielen die vollen Strahlen der Lampe.

Roland sah nach, wohin sich eigentlich die neugierigen und angstvollen Blicke des Kindes richteten; der Hintergrund des Zimmers verlor sich allerdings im Dunkel, und Roland hatte anfangs nur die beiden Kinder gesehen. — Dann bemerkte er noch, daß Genovefa's Bett leer sei, und noch Niemand in demselben gelegen habe.

Als er nun Laurence's Blicken folgte, gewahrte er neben dem Kamine einen ganz schwarz gekleideten Mann, der auf einem mit Stroh geflochtenen Stuhle saß.

Dieser Mann verhielt sich vollkommen regungslos und schien auf Jemand zu warten.

Als er endlich eine Bewegung machte und sich so wandte, daß das Licht in sein Gesicht fiel, erkannte Roland den ersten der beiden Reiter, welche an dem vergangenen Abende in dem

Gasthause vor Redon abgestiegen waren, vor welchem Mathurin und er zum letzten Male geruht hatten.

Es war der Engländer, denn Mathurin, der sich darauf zu verstehen versicherte, hatte ihn ja als einen Engländer bezeichnet.

Ohne Zweifel war er zu gleicher Zeit der schwarze Mann, von welchem man sich in den Spinnstuben des Dorfes Orlan erzählte.

In diesem Augenblick, in welchem der Anschein so kräftig die Anklagen zu bestätigen schien, welche gegen Genovefa erhoben wurden, fühlte Roland mehr Neugierde, als Entrüstung, und wunderte sich selbst darüber.

Als er durch die Gemächer des Schlosses ging, hatte er gedacht: „Wenn dieser Mann wirklich da ist, so werde ich glauben!“

Und nun war dieser Mann wirklich da.

Roland sah ihn mit seinen Augen

Und Roland glaubte noch immer nicht!

Die Thatsachen erhalten ihren Werth nur nach dem Anschein, unter welchem sie sich uns darbieten; nun war die Thatsache zwar vorhanden: der Mann war da, aber er war in dem Zimmer, in welchem die kleine Olympia unter der Obhut der kleinen Laurence schlief.

Es lag hier ein Geheimniß zu Grunde, und bezog sich dieses Geheimniß auf einen Liebeshandel, so wurde Genovefa durch die obwaltenden Umstände noch unter den tiefsten Grad der Schande erniedrigt. Es fand alsdann jenes rohe und stumpfsinnige Laster statt, welches nicht einmal die heilige Unwissenheit des zarten Alters mehr achtet; es war die abgestumpfte Ehr-

losigkeit, in welcher sich die Wilden unserer Civilisation wälzen.

Nun fand aber das Alles in dem Schlosse Treguern statt, fern von den Städten, deren gährender Koth solche Grausen hervorbringt; nun handelte es sich ferner um Genovefa, und der Richter hieß Roland Montfort.

Unter solchen Umständen durfte selbst den Augen nicht geglaubt werden.

Das Herz des jungen Mannes empörte sich, und seine Vernunft, die sich mit dem Herzen verbündete, rief:

„Das ist unmöglich!"

Was wollte aber dieser Mann in dem Schlosse Treguern, wenn kein Liebesverhältniß zu Grunde lag?

Da eben lag das Geheimniß.

Rolands Geist verlor sich in dem weiten Felde der Muthmaßungen, als sich eine Thür hinter Genovefa's Bette öffnete, und Genovefa selbst erschien.

Sie war so verändert, daß Roland Mühe hatte, sie wieder zu erkennen.

Sie trug ihre Wittwentrauer.

Die kleine Laurence stieß bei ihrem Anblick einen Ausruf der Freude aus und eilte ihr entgegen.

Es war offenbar, daß ihre Angst durch Genovefa's Anwesenheit beendigt wurde.

Der Fremde mußte sie also sehr erschreckt haben! Sie war also nicht gewohnt, den Fremden zu sehen! Diese Folgerungen machten sich sogleich in Rolands Geiste geltend.

Aber zu gleicher Zeit mit diesen Folgerungen wurde auch eine Frage laut.

„Wer hat denn, da Genovefa und der alte Claude nicht zu Hause waren, die schweren Riegel der Hofthür hinwegziehen können, um den Fremden in das Schloß einzulassen?"

Laurence sagte ihrer Schwester einige Worte in das Ohr, und diese schwankte und schien sich unwohl zu befinden.

Roland dachte noch immer nach und fragte sich, wie dieses zarte Weib so kurz nach der Entbindung den Weg von Wilhelms Mühle nach dem Schlosse Treguern habe zurücklegen können. Und was hatte sie mit dem neugebornen Kinde gemacht?

Genovefa wandte sich bei dem ersten Worte, welches ihre kleine Schwiegerin zu ihr sagte, schnell gegen den Fremden, den sie beim Eintreten nicht bemerkt hatte.

Dieser näherte sich ihr und machte eine ernste Verbeugung.

„Sind Sie die Wittwe des Grafen Filhol von Treguern?" fragte er in jenen Kehltönen, welche Roland bereits vor dem Gasthofe in Redon vernommen hatte.

„Die Wittwe?" wiederholte Genovefa, deren schwache und gebrochene Stimme kaum zu Rolands Ohren gelangte.

Dann verbesserte sie sich und fuhr mit niedergeschlagenen Augen fort:

„Ja, mein Herr, ich bin die Wittwe des Grafen Filhol von Treguern."

Roland näherte sich unwillkürlich der Glasthür und legte seine Augen fest an die Scheiben.

Der Beginn dieses Auftritts war so himmelweit von Allem, was er befürchtet oder geahnt hatte, entfernt, daß jedes andere Gefühl bei ihm der Ueberraschung wich.

Der Fremde war ein Mann im mittlern Alter, von strengen und kalten Zügen.

„Ich habe mein Leben gewagt, um hierher zu gelangen, meine Dame," sagte er mit großer Einfachheit. „Ich landete gestern in der Gegend von Sarzeau, und die Küstenwächter, welche mich für einen Chouan hielten, verfolgten mich bis Roche-Bernard. Aber ich wußte schon bei meiner Abreise von London, welche Gefahren meiner warteten Wenn ein Engländer sein Wort gegeben hat, so gibt es keine Macht, die ihn von der Erfüllung desselben zurückhalten könnte."

Die kleine Laurence war nach der Wiege zurückgekehrt, und ihre weit geöffneten Augen folgten allen Bewegungen des Fremden.

„Haben Sie die Beweise von dem Ableben Ihres Gemahls?" fragte der Engländer.

Roland suchte vergebens eine Thräne in Genovefa's Augen. Abgesehen von dem körperlichen Leiden, dem sie offenbar erlag, ließ sich kein Schmerz bei ihr entdecken, sondern vielmehr eine große Unruhe, eine bis zur Angst gesteigerte Verlegenheit.

„Ich habe die Beweise," sagte sie halblaut.

Sie legte die Hand auf ihr Herz, welches zu stocken begann.

„Verzeihen Sie, meine Dame," fuhr der Engländer fort, welcher ohne Arg sich für die unschuldige Ursache der Qualen hielt, welche die Gräfin offenbar erduldete, „verzeihen Sie, wenn ich traurige Erinnerungen bei Ihnen erwecke, — aber die Gesellschaft hat mir ihr Vertrauen geschenkt, und ich muß meine Pflicht erfüllen."

Genovefa ging nicht, sondern schleppte sich vielmehr bis an das Hauptende ihres Bettes.

Unter dem Kopfkissen nahm sie ein Portefeuille hervor, welches Roland sofort für Filhols früheres Eigenthum erkannte. Sie öffnete dasselbe, nahm einige Papiere heraus und reichte sie dem Engländer.

Dieser las dieselben mit der Aufmerksamkeit eines Geschäftsmannes.

„Sie haben auch den Contract?" fragte er weiter.

Genovefa reichte ihm eine andere Schrift.

Der Engländer las wiederum, nickte mit dem Kopfe und fuhr dann fort:

„Ich bedarf ferner Ihres Trauscheines."

Der Trauschein war bereit, wie alles Uebrige.

Als der Fremde denselben gelesen hatte, verneigte er sich von Neuem gegen Genovefa, die unbeweglich und bleich, wie eine Alabasterstatue, dastand, und kehrte dann zu dem Platze zurück, welchen er vorher neben dem Kamine inne gehabt hatte.

In diesem Augenblick, in welchem Genovefa sich von Niemand beobachtet glaubte, sah Roland, wie sie mit der Hand über ihre Stirn fuhr und das Portefeuille mit einer Art von Schauder hinwegwarf, dann aber ihre schönen Augen nach oben wandte, als wollte sie die Verzeihung Gottes erflehen.

Der Engländer hatte seinen Sitz zur Seite geschoben; er kehrte zu der Gräfin zurück, indem er einen schweren Gegenstand auf dem Fußboden hinter sich herzog, der bisher Rolands Aufmerksamkeit entgangen war.

Während des Gehens sagte der Engländer:

„Sehen Sie, das gab den Küstenwächtern schönes Spiel.

— Ich werde leichter gehen, als ich gekommen bin. — Unsere Banknoten haben seit dem Kriege keinen Cours mehr auf dem Festlande, und ich mußte daher Gold mitnehmen, um den Contract baar zu bezahlen."

Er warf seine Bürde vor Genovefa's Füße, und Roland erkannte das lederne Felleisen, welches der Fremde auf seine Schultern genommen hatte, als er sein Pferd in dem Wirthshause von Redon wechselte.

Der Engländer öffnete das Felleisen und wandte es um.

Ein wahrer Goldstrom ergoß sich auf den Fußboden.

Roland rieb sich die Augen, denn das, was er sah, überschritt alle Grenzen der Wahrscheinlichkeit, und er hatte nöthig, in jedem Augenblick sich selbst zu fragen, ob er nicht träume.

Diesem Goldhaufen gegenüber, der vor ihren Füßen lag, blieb Genovefa kalt und traurig.

Die kleine Laurence dagegen lächelte, aber gewiß nur, weil das Gold so lustig im Dunkel funkelte, und ihr Lächeln verrieth selbst, daß sie den Werth dessen, was sie sah, gar nicht erkannte.

Als sich Olympia, von dem Geräusch erweckt, in ihrem Bettchen bewegte, begann Laurence von Neuem zu wiegen und setzte ihren eintönigen Gesang fort.

Roland dachte:

„Das sind recht gut zehntausend Thaler!"

Und er war noch fern von der Wahrheit.

Der Engländer sah sich nach einem Tische um, auf welchem er seine Goldstücke aufzählen könnte.

Da er keinen fand, so setzte er sich auf das leere Felleisen und begann sein Werk.

Er zählte das Geld auf den Fußboden selbst, indem er den Goldhaufen in Rollen oder Säulchen von vierzig Pfund Sterling theilte, deren jede also nach französischem Gelde tausend Franken betrug; als er sich wieder erhob, standen hundert solche Rollen in schnurgerader Linie neben einander.

„Zählen Sie gefälligst nach, meine Dame," sagte er.

„Ich bin krank," antwortete Genovefa, die bereits genöthigt gewesen war, sich an die Pfeiler ihres Bettes zu stützen.

„Ich werde nöthigenfalls warten," sagte der Engländer ruhig, „allein der Schiffer, welcher mich von London herübergefahren hat, kreuzt morgen vor der Mündung der Vilaine, und die geringste Zögerung kann mir Nachtheil bringen."

Genovefa zog eine letzte Schrift aus dem Portefeuille.

„Ich hatte die Quittung schon geschrieben, mein Herr," sagte sie, „und hier ist dieselbe. Wollen Sie heute Nacht auf Treguern bleiben, so bitte ich Sie darum, — haben Sie aber Eile, so halte ich Sie nicht zurück. Möge Gott Sie geleiten!"

Der Engländer nahm die Quittung, verneigte sich und ging nach der Thür. Ehe er aber durch dieselbe schritt, blieb er noch einmal stehen.

„Als ich auf den Hof ritt," sagte er, „hörte ich, daß man die Riegel hinter mir schloß."

„Der, welcher sie geschlossen hat, wird sie auch wieder öffnen," entgegnete Genovefa halblaut.

Roland bemerkte, daß ihre Stimme bei dieser einfachen Antwort zitterte.

Der Engländer ging; die kleine Laurence eilte zu den Goldhaufen und begann mit den glänzenden Goldstücken zu spielen.

„Schwester, gehört das Alles Dir?" fragte sie.

Genovefa war durch das Zimmer geschritten, indem sie sich an den Stühlen stützte, an denen sie vorüber kam; jetzt neigte sie sich über Olympia's Wiege und weinte.

Man hörte draußen das dumpfe Dröhnen des sich öffnenden Thorweges, darauf das krachende Zufliegen der schweren Flügel, und endlich den Galopp eines Pferdes über den Rasen der Allee.

Kurz darauf wurde leise an die Thür gepocht, durch welche der Fremde gegangen war.

Genovefa erbebte und richtete sich empor.

„Gehe, Laurence," sagte sie, „Du bedarfst der Ruhe. Ich werde bei Olympia bleiben."

Laurence beeilte sich nicht, zu gehorchen.

„Du siehst so krank aus, Schwester!" antwortete sie. „Wenn Du wüßtest, wie bleich Du bist! — Ich will lieber bei Dir bleiben!"

„Kleine Närrin!" sagte Genovefa und versuchte zu lächeln, „ich bin nicht krank, und es taugt nicht für Kinder, so lange wach zu bleiben! — Geh zu Bett!"

Laurence gab ihrer Schwiegerin einen Kuß und entfernte sich dann.

Während der Minute, welche nun folgte, trat ein kalter Schweiß vor Rolands Stirn.

Er hatte das bisher Vorgegangene begriffen, aber die Prüfung war noch nicht beendet, und er schaute mit innerer Angst nach jener Thür, bei deren Oeffnung sich die Entehrung des Hauses Treguern zeigen sollte.

Genovefa wartete, bis Laurence's leise Schritte auf dem

Corridor verhallt waren und sagte dann mit leiser und von größter Erschöpfung zeugender Stimme:

„Du kannst eintreten, ich bin allein!“

Ein Blitz leuchtete aus Rolands Augen.

Das waren die Worte, welche er befürchtet hatte!

Aber sein Zorn hatte kaum Zeit gehabt, sich zu erheben, als er auch bereits dem unbeschreiblichsten Staunen wich.

Roland glaubte ohnmächtig zurücksinken zu müssen, als er den sah, welcher sich in der Thür zeigte.

Es war die Erscheinung, die er schon ein Mal in dieser Nacht, und zwar bei dem Heidensteine, gesehen hatte: es war Filhol von Treguern.

Filhol kniecte neben den Goldsäulchen nieder, welche der Engländer in einer Reihe aufgeschichtet hatte, und seine zitternden Hände schoben dieselben in der Weise zusammen, daß sie einen einzigen Haufen bildeten.

Genovefa saß neben der Wiege und bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen.

Filhol verließ das Gold, um einen Kuß auf die Stirn der kleinen schlafenden Olympia zu drücken.

„Du wirst glücklich werden!“ sagte er.

Roland sah die Thränen, welche zwischen Genovefa's Fingern hervortraten.

Filhol nahm sie in seine Arme und wiederholte mit ausgelassener Lust:

„Du wirst glücklich werden! — Du wirst glücklich werden!“

„Gott sieht uns!“ stammelte die junge Frau.

„Und unser Tanneguy,“ fuhr Filhol fort, „unser Sohn,

wird den Reichthum und die Macht besitzen, deren es bedarf, um den Namen Treguern würdig zu führen."

Roland dachte, indem er beide Hände gegen seine glühenden Schläfe preßte:

„Träume ich oder habe ich den Verstand verloren?"

Er sah Filhol von Neuem nach dem Goldhaufen eilen, und denselben mit vollen Händen in das Felleisen schieben, welches der Engländer auf dem Fußboden liegen gelassen hatte.

Filhol lud alsdann das Felleisen auf seine Schultern und eilte hinweg, indem er sagte:

„Treguerns Schatz ist in dem Schlosse nicht in Sicherheit. — Ich werde ihn an einen Ort bringen, wo ihn Gabriel nicht finden wird! — Auf morgen, Genovefa! Morgen wird Tanneguy getauft werden; Tanneguy, das glückliche und reiche Kind!"

Genovefa machte eine Anstrengung, um zu antworten, und vielleicht auch, um ihren Gemahl zurückzuhalten.

Aber ihre Stimme erstickte in ihrer Kehle, und Filhol war bereits gegangen.

Da sank Genovefa, besiegt endlich von dem, was sie in dieser verhängnißvollen Nacht überstanden hatte, nieder und verlor das Bewußtsein.

Es waren keine Zeugen zugegen.

Roland konnte dreist in das Zimmer treten; er hob die Ohnmächtige auf und legte sie auf ihr Bett.

Als er dann auf dem Corridor die leisen Schritte der kleinen Laurence hörte, welche durch ihre Besorgniß herbeigetrieben wurde, folgte er demselben Wege, den Filhol gegangen war,

fest entschlossen, das Abenteuer bis zu seinem Ende zu verfolgen.

Die Todten können sich wohl Nachts beim Mondenscheine zeigen, aber sie tragen keine mit Gold gefüllten Felleisen auf ihren Schultern hinweg.

Roland wollte Belehrung und Aufklärung.

Ende des ersten Bändchens.

Féval, Paul

Die Schwester der Geister Von Paul Féval. Aus dem Französischen

Bd.: 1

Quedlinburg und Leipzig 1854